Svetlana Savickaya

# Die Musikfee

Svetlana Savickaya

# Die Musikfee

© 2017 Svetlana Savickaya
Verlag: Hein_di, Oerlinghausen
Übersetzung: Katharina Kucharenko, Helene Abrams, Vladislav Peschkov, Johann Schwarz
Korrektur: Dr. Engelen
Cover: Heinrich (Gennady) Dick
© Illustrationen: Waldemar Schulz

Druck: epubli ein Service der
neopubli GmbH, Berlin

Printed in Germany

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über dnb.d-nb de abrufbar

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger, elektronische Datenträger und auszugweisen Nachdruck, sind vorbehalten

# Inhalt

Svetlana Savickaya ..... 6
Die Musikfee ..... 10
Traurige Robben (Larga) ..... 13
Die Blume der Liebe ..... 17
Das Silberne Tor ..... 20
Der Engel und der Teufel ..... 25
Der Gold-Prinz ..... 26
Der Luchs ..... 30
Die Geier ..... 35
Die Traubenkirsche ..... 38
Die Vogel-Wolken ..... 43
Die drei Fluss-Zarenreiche ..... 47
Das goldene Kaviarkörnchen ..... 56
Lieder aus der schwarzen Schachtel ..... 59
Weiße Blumen ..... 63
Die Schwanenmenschen ..... 67
Tin – Ti – Nei ..... 69
Eine warme Schneeflocke ..... 79
Die Schneeleoparden ..... 87

## SVETLANA SAVICKAYA

Svetlana Savickaya, Schriftstellerin, Malerin, Bardin, Produzentin, lebt in Moskau.

2000 wurde ihr als Erster der Ehrenpreis und Titel „Die Goldene Feder Russlands“ von der Regierung des Gebietes Moskau für die „Entwicklung des Märchengenres im Gebiet um Moskau“ verliehen.

Seit 2004 hat sie den Generalvorsitz des Internationalen Projektes – Nationaler Literaturpreis „Die Goldene Feder Russlands“, an dem zurzeit Literaturschaffende aus 69 Ländern teilnehmen.

Svetlana Savickaya ist Mitglied in mehreren Verbänden Literaturschaffender: im Schriftstellerverband Russland, im Internationalen Autorenverband „Der neue Zeitgenosse“,

im Schriftstellerverband aller Länder in München bei der UNESCO.

Sie ist Ehrenmitglied der Internationalen Akademie für Ökologische Sicherheit im Fach Bildung,

Ehrenmitglied der Russischen Forschungsgesellschaft für Probleme des Atlantis,

Ehrenmitglied des Schriftstellerverbandes Kraguewaz, Serbien,

Pressevertreterin der Orthodoxen Russischen Akademie.

Ihre Auszeichnungen:

Sie besitzt den Orden „Für Heldenmut bei der Arbeit“ (2010) vom Verband der Helden der UdSSR und der RF „Für Unterstützung und Entwicklung der russischen Sprache in der RF“,

den Orden „Für Verdienste vor dem Vaterland II Grades“ (2007),

den Grafenorden am Band vom Adelsbund Russlands (2006) „Für den wahren Edelsinn des Wortes und der Tat“.

Sie hat Literaturpreise und Medaillen inne vom Schriftstellerverband Russlands und

den Wladimir Majakowskij-Orden (2010) „Für gründliche psychologische Forschungen, mutige Kreativität, Innovationen und literarische Entdeckungen im Roman „Nenne Gottes Namen“.

Sie trägt den „G.R. Derschawin- Orden“ (2010) für das hohe literarische Niveau der Geschichte „Ich glaube dir, Mama!“,

die „A.P. Tschechow - Medaille“ (2008) und die „A.S. Gribojedow- Medaille“ (2009) „Für die hohe Literaturkunst in Kurzgeschichten“,

den „S. Jessenin-Orden“ im Wettbewerb „Der goldene Herbst“ für Übersetzungen serbischer Lieder im Folklorestil.

Sie trägt die „Alexander Suworow“ -Literaturpreise und Medaille vom Militärsender beim Verteidigungsministerium Russlands (2008) „Für Vaterlandstreue.“

Weiterhin hat sie erhalten: Literaturpreise des Autorenverbandes „Der neue Zeitgenosse“ und die „Sergej Jessenin“ - Medaille (2008) für den besten Roman des Jahres 2007 (“Löse den Zeitknoten“), den „Michail Dostojewski“- Preis „Für die Schönheit, den Humanismus, die Gerechtigkeit“, die Medaille „Für Verdienste in der Kultur und Kunst“ (2010).

Svetlana Savickaya ist Ehrenträgerin des Ordens und Titels „Verdiente Schriftstellerin der Weltliteratur“, verliehen durch die Gemeinschaft der Autorenverbände „Goldene Feder“, Weltuniversität gemeinsam mit МЦИПСФФСРФ (2007)

Sie hat Dankesbriefe erhalten für die hohe Bürgerposition und Literaturpreise von mehr als 25 Bezirksregierungen Russlands sowie von Organisationen und Botschaften anderer Länder wie England, USA, Kanada, Dänemark, Israel, Kuba, Polen, Serbien, Bulgarien, Tschechoslowakei, Ukraine, Weißrussland.

Sie ist Besitzerin weiterer Medaillen, Diplome, Ehrenurkunden, Dankesbriefe …

Ihre Veröffentlichungen:
Über 1500 Artikel in den Medien, 450 Märchen und Parabeln, 2 Monographien, 10 größere Werke, 300 Autorensendungen.

Ihre Herausgebertätigkeit:

Über 30 Autorenbände in Russisch, Englisch, Deutsch, Serbisch, Armenisch, Ukrainisch.

Sie hat bei Wahlen auf unterschiedlichen Ebenen 28 Kandidaten zum Sieg verholfen. Die Gewinnquote beträgt 97%.

Innerhalb von 5 Jahren wurden 15 Märchenmuseen der Schriftstellerin Swetlana Sawizkaya gegründet. Die Exponate wurden in Russland, Belgien, Spanien, Deutschland, der Slowakei, in Serbien und in der Ukraine großen und kleinen Märchenliebhabern angeboten.

Sie ist eine vorbildliche Mutter, die eine Tochter und zwei Söhne aufgezogen hat: Ihre Söhne haben einen Hochschulabschluss mit einer Goldmedaille erworben, ihre Tochter hat die Hochschule mit einem Diplom mit Auszeichnung absolviert. Ihr Ehemann ist Professor. Mit ihm ist sie über 30 Jahre verheiratet..

## Die Musikfee

Eigentlich leben Musikfeen auf der Höhe des Regenbogens. Man kann sie in jedem Tautropfen sehen, wenn die Sonne aufgeht. Auch mögen es die Musikfeen, in die laut rauschenden Wasserfälle zu tauchen, auf den Spitzen der Tannen und Fichten zu wandern und sich an den wuscheligen Haaren der Winde festzuhalten, um mit ihnen zu fliegen.

Die jungen, kämpferischen Winde hatten durchaus nichts dagegen, da sie es als Privileg ansahen, wenn ihre Majestäten sich ihnen zuwandten.

So geschah es auch, dass mit einem auf dem Weg liegenden Wind eine sehr junge Fee in unsere Stadt hineinflog, um sich hier ein Haus zu suchen.

Das geschah an einem frühen Morgen, als die Straßenfegerin den Asphalt mit ihrem kratzigen Besen reinigte. Die kleine Fee machte es sich sogleich auf der Spitze des Besens gemütlich.

- Kratz-kratz- machte der Besen munter - kratz-kratz.

Auf der Straße blieben die Kratzstreifen zurück. Der kleinen Musikfee wurde es schnell langweilig, die Straße zu fegen, und deshalb sprang sie auf einen vorbeiflitzenden Minibus auf…

- Knall-knall- tönte die Tür mit der kleinen Musikfee darauf,- knall-knall…

Knallt doch nicht so mit der Tür!- schrie der Fahrer nervös, während er mit den Zähnen knirschte und den Fahrgästen wütende Blicke zuwarf.

So blieb der kleinen Musikfee nichts anderes übrig, als in die nächstbeste Benzinpfütze zu springen, die auf dem Asphalt wie ein regenbogenfarbiger Pfauenschwanz aussah. Die Menschen liefen achtlos durch die Benzinfarben hindurch, bemerkten die herrlichen Farben und Schattierungen aber nicht einmal.

- Plitsch-platsch,- sang die Pfütze, die von der kleinen Musikfee besucht wurde, -plitsch-platsch…

Da beugte sich ein junges Fräulein über die Pfütze. Ihr Gesicht war voller Bewunderung. Sie öffnete ein Skizzenbuch, holte einen kleinen, weichen Pinsel heraus und tunkte ihn in die von Farben erfüllte Morgenpfütze. In diesem Moment begriff die kleine Musikfee, wo ihr Zuhause war. Sie griff nach dem Pinsel der jungen Malerin und hielt sich an ihm fest.

Von diesem Tag an bemalte die junge Malerin seidene Schleifen voll von Zauberei. Wenn ihr eines Tages zu ihrer Ausstellung kommen solltet, schaut euch unbedingt die zarten Farben an. Vielleicht werdet ihr dann in der Lage sein, das Lied der kleinen Fee zu verstehen, die immer noch in der Spitze ihres treuen Pinsels lebt.

## Traurige Robben (Larga)

Vor langer, langer Zeit, als es am Himmel noch keine Flugzeuge gab und auf der Erde keine Schienen für die Züge, beschloss einmal ein reicher Händler, ein Schiff zu bauen. Er belud das Schiff mit teuren Gütern, heuerte eine erfahrene Mannschaft an und stach in See.

Lang fuhren sie übers Meer, durch den Ozean, sie umrundeten die Erde, tauschten ihre Waren günstig gegen solche aus fremden Ländern und beschlossen am Ende, nach Hause zurückzukehren. Allerdings begann just, als sie aufbrechen wollten, in einem dieser fremden Länder der Frühling. Es grünten die Bäume, und die Wiesen bedeckten himmlische Blüten. Wie auf einem Teppich stolzierten auf diesen Blüten wunderschöne Frauen mit großen Augen. Da wurden die Seemänner unruhig! Das Blut wallte in ihren Adern auf, und sie wollten feiern und trinken! Sie rollten ein Fass süßen Mets an den Strand und begannen ein großes Fest! Schließlich mussten sie zurückkehren, aber die Mannschaft wollte sich von ihren neuen Freunden nicht verabschieden. So überredeten sie ihren Kapitän, den erfolgreichen Händler, sie auf seinem Schiff mit nach Hause zu nehmen.

Sie lichteten die Anker und wendeten das Schiff. Sie fuhren und fuhren und verirrten sich schließlich in dichtem Nebel. Angsteinflößende Windstille trat

ein. Die Vorräte gingen zur Neige. Die Mannschaft erwartete nichts mehr als den Tod.

Doch mit einem Mal vernahmen sie den Ruf eines Horns. Von neuer Hoffnung beseelt, sprangen sie an die Ruder und hasteten auf das Geräusch zu. Auf einmal erblickten sie eine felsige Insel! Und auf der Insel – ein Schloss! Und in dem Schloss – einen alten Mann mit einem Dreizack. Sie eilten ans Ufer - nur der Händler blieb an Bord.

„Tretet ein!“ begrüßte sie der Greis. „Drei Tage seid ihr meine Gäste. Wenn es euch beliebt, weiterzuziehen, werde ich euch nicht aufhalten. Wenn ihr aber bleiben wollt, gebe ich euch drei weitere Tage. Dann aber müsst ihr für mich fischen, und zwar so viel, dass ich den Winter überstehen kann. Wenn ihr aber nach sechs Tagen nicht wegfahrt, so werdet ihr für immer und ewig hier bleiben müssen...“

Die Matrosen und ihre Frauen belächelten die Worte des Alten. Wieso sollten sie auf der felsigen Insel so lange bleiben und dazu auch noch für den alten Mann fischen? Sie ließen sich allerdings nichts anmerken. So traten sie in das Schloss ein und verwunderten sich sehr. Denn das Schloss war ganz und gar in den Felsen hinein gemeißelt, und es schien so kunstvoll erbaut, als wäre es ein Werk der Götter selbst, aber nicht das von Sterblichen. Von den Klippen der Küste strömten kristallklare Wasserfälle in die Tiefe. Das Wasser wiegte sich in warmen Lagunen, und der Sand schien aus purem

Gold zu sein. Selbst die Sonne umspielte die steinernen Stufen.

Der Greis gab ihnen zu essen und zu trinken. Die Seemänner waren müde von der langen Reise. Sie streckten sich am Strand aus und schliefen drei volle Tage lang. Am vierten Tag weckte sie der Besitzer der Insel und führte sie mit den Frauen zu einer entlegenen, ruhigen Bucht. Dort angekommen, trauten sie ihren Augen nicht! So viele Fische! Mit bloßen Händen begannen sie sie zu fangen. Gleich vor Ort zerlegten, brieten und aßen sie den Fisch. Und wie süß der Fisch schmeckte! Sie konnten und mochten nicht zu essen aufhören! Unwiderstehlich erschien ihnen dieses Mahl. Nach dem Essen badeten sie im warmen, klaren Wasser! Und nach dem Baden streckten sie sich am Strand aus und schmolzen dahin…

So vergingen unversehens drei weitere Tage. Sie füllten die Vorratskörbe, wie es der alte Mann befohlen hatte. Als sie ihre Fahrt fortsetzen wollten, sprachen die Frauen zu den Männern: „Unser Land ist schön! Doch dieses hier ist noch weit besser. Unser Essen ist lecker und schmackhaft, doch dieses ist vorzüglich! Warum sollten wir von hier wegsegeln? Lasst uns bitte wenigstens noch einen Tag hier bleiben!“ Und die Männer gaben ihren Vorsatz auf und waren bereit, noch eine Weile zu bleiben. Von morgens bis abends aßen und tranken sie und lagen im Sand und ließen es sich gut gehen..

Nach neun Tagen vergeblichen Wartens ging der Händler schließlich an Land, um die Seinen zu suchen. Doch er fand niemanden. Auf sein Rufen und Klagen antworteten nur fette, verquollene Robben in gestreiften Seemannshemden. Sie schrien etwas, das der der Tiersprache nicht mächtige Händler nicht verstehen konnte. Aus den großen, traurig dreinblickenden Augen der Robben tropften die Tränen.

Da begriff der Händler, was auf der Insel vorgefallen war. Im Eilschritt rannte er zu seinem Schiff zurück. Die Robben begleiteten ihn, bis ihre Freundinnen sie nicht mehr zu zurückzurufen vermochten. Seit dieser Zeit gibt es traurige Robben (Larga), weil sie um ihr Heimatland trauern.

Der Händler aber kehrte schnell wieder nach Hause zurück, da der Wind günstig stand. Die Geschichte wollte er für sich behalten, doch als er einmal betrunken war, verplapperte er sich gegenüber dem Wirt eines Gasthauses. Von diesem Tage an heißt es unter den Seemännern, dass Frauen an Bord eines Schiffes nur Unglück bringen.

## Die Blume der Liebe

Das Schwarzweiß-Negativ der Nacht wurde allmählich durch das langsam aufleuchtende Sonnenlicht wiederbelebt. Der unsichtbare Frühlingsgeist des Waldes, Lel, erwachte.

Die Nachtigallen erinnerten sich an ihr schönstes, ihr reinstes Trillern. Jedes Gräschen reichte auf seinen dünnen Hälmchen aufgeregt einen schweren Tautropfen dem Lel, in der Hoffnung, dass gerade dieser im warmen Haar des Geistes brillantenhell erstrahlen würde. Die Wiese war mit samtgrünen Neublättern ausgelegt. Die Birken rauschten ungeduldig mit ihren Seidenröcken. Fröhlich murmelte im weißen Sand das blauäugige Bächlein. Jeder Bewohner der Fuchshügel ahnte das Näherkommen der Gäste und bemühte sich, sich ihnen im schönsten Aufwand zu präsentieren.

Da schrillte durch den Wald die Warnung der Elstern: «Sie kommen! Sie kommen!»

«Es ist Zeit! Es ist Zeit!», meldete sich der Kuckuck.

Der Waldgeist Lel steckte in den Boden mitten auf der Wiese behutsam ein kleines Perlenkörnchen und erhob sich über den Wald, um von hier schwebend sich auch die geringsten Geräusche des Zaubertages nicht entgehen zu lassen.

Zwei junge Menschen, ein Mädchen und ein Jüngling, kamen einander entgegen. Schon früher waren sie sich mehrmals begegnet, jedoch ohne auf

einander Acht zu geben. Aber der heutige Tag hatte für sie schon mit Dämmerungsträumen begonnen, und jetzt frohlockte er mit Myriaden von Sonnenfleckchen und herrlichem Vogelgesang.

Zur selben Zeit traten sie auf den grünen Wiesenteppich. Und … welch ein Wunder! Vor ihren Augen blühte eine wundersame, berauschend duftende Blume. Sie atmeten ihren Duft ein und sahen sich an.

Die Wiese drehte sich wie im Tanz. Die jungen Leute sahen und hörten um sich herum nichts mehr, denn der Boden schwand unter ihren Füßen. Und zwei Herzen schlugen plötzlich in völligem Gleichklang.

Als sich der Tag seinem Ende zuneigte, blinkten am Himmel die ersten Sterne. Doch die Verliebten, vom Duft der Blume verzaubert, bemerkten es nicht.

Es verflog eine Woche, dann die zweite, der Sommer war vorübergegangen, doch die Beiden genossen immer noch die Wärme der Zauberwiese.

Ihre gemeinsamen Jahre drehten sich umeinander in der langen Spirale ihres Lebens.…

Aber eines Tages war die Zauberkraft der Blume erschöpft, sie ging ein, genau so unerwartet, wie sie für die beiden aufgeblüht war.

«Wie hässlich doch dein Gesicht ist!», sagte der Jüngling auf einmal und zuckte mit dem Kopf mit zerzausten weißen Haaren.

«Wir grob doch deine Stimme klingt!», erwiderte das Mädchen, und in ihr Gesicht gruben sich tiefe Furchen.

Sie gingen auf getrennten Wegen in die Kühle des Herbstwaldes. Schwarze Bäume schaukelten auf ihren knorrigen Armen verlassene Krähennester. Die Grashalme waren vertrocknet und kraus.

Der Wald war wieder schwarzweiß, wie im Negativ der Nacht.

«War das wirklich uns passiert?», überlegten die Alten.

Lel begleitete sie bis zur Grenze seines Reiches und kehrte zur Wunder-Wiese zurück. Ihm war kalt, und seine Hände waren steif vor Kälte. Aber er nahm aus dem vertrockneten Kelch der Blume der Liebe eine Handvoll neuer Perlensamen auf.

## Das Silberne Tor

Es lebten einst Menschen sorgenlosauf dieser Erde, bis eines Tages, mir nichts, dir nichts, aus der Erde eine Mauer hochwuchs und die Welt in zwei Teile teilte. Aus einem Silbernen Tor kam ein Feind hervor. Die alten und weisen Männer machten sich zu ihm auf, um ihn um Gnade zu bitten. Sie wurden aber sogleich gefangen genommen.

Dann kamen die jungen Männer, bewaffnet mit angespitzten Pfeilen, um die Alten zu befreien. Das gelang ihnen nicht – der Feind war stark und grausam, er führte alle in eine aussichtslose Sklaverei.

Sodann versammelten sich die übriggebliebenen Jungen.

Sie zogen Kettenhemden an, spitzten ihre Speere an und stürzten sich in den Kampf. Aber auch sie verloren und verschwanden hinter dem Tor.

Jetzt versammelten sich die Frauen am großen Lagerfeuer und schmiedeten Pläne darüber, wie sie die Heimat von dem Unheil befreien könnten. Das Silberne Tor war groß, die Mauer breit. Weder ein Fußkämpfer noch ein Reiter, umso weniger eine Frau könnte über sie klettern oder sie umgehen.

„Ein Weg führt durch den Wald um die Berge“, sprach die älteste Frau. Sie hieß Wedj-ma,

die Weise Mutter*. – „Spannt Pferde zu einem Zug an, ihr, Weiber, wir beladen ihn mit Spießen, Pfeilen, Schwertern. Die Mauer kann man nicht umgehen, aber umfahren. Wir bringen Verstärkung

von der Bergseite, unsere Männer bekommen die Waffen und erringen so den Sieg über den Feind. Wenn wir aber umkommen sollten, ist es nicht allzu schlimm. Wir haben unser Leben ja schon gelebt und gemeistert.“

Die ältesten Frauen, weise Mütter, bildeten einen Zug aus vollgeladenen Pferde- und Ochsenwagen.

Unerwartet für die Weiber öffnete sich das Silberne Tor. Der Feind überfiel den Zug und nahm auch die alten Frauen in Gefangenschaft.

Lange bliesen die verbliebenen Frauen Trübsal. Tränen halfen in diesem Unglück aber nicht. Jetzt versammelten sie sich am Lagerfeuer, die Duma denken.

– „Der Fluss!“ – rief Westa*, die junge Frau, deren Hochzeit schon geplant war, aber deren

Liebster zu denen gehörte, die hinter dem Silbernen Tor verschwunden waren. – „Der Ra-Fluss umfließt die Mauer! Auf Booten können wir unseren Liebsten verschaffen, was sie für den Sieg brauchen!“

Die jungen verheirateten Frauen beluden Boote und machten sich daran, ihren Männern Hilfe zu bringen.

Aber nichts da! Jetzt öffnete sich die Mauer unerwartet, der Feind eilte in Massen heraus, überfiel die Boote und nahm auch diese Frauen gefangen.

Was nun? Zurückgeblieben waren auf der leidigen Erdhälfte nur junge Mädchen, die weder die

Erfahrungen der verheirateten Westa-Frauen noch das Wissen der alleswissenden Weiber, der Mütter, hatten. Sie konnten sich auch mit den weisen Greisen, mit den starken Männern und tapferen Jungen nicht vergleichen. Sie hatten ja keine Ahnung von ihren Liebsten, weder Lebenserfahrung, noch Lebensweisheiten.

Auch sie versammelten sich am Lagerfeuer und klagten.

Dann aber rief die Jüngste von allen Ne-Westas* voll Leidenschaft aus:

„Es reicht, Trübsal zu blasen! Es hilft nicht, Trauer und Sehnsucht zu verfallen! Ich weiß, was

wir machen können. Aber schaffen wir das wirklich?“

„Wir schaffen es! Wir schaffen alles! Es gibt niemanden mehr außer uns!“ – antworteten

ihre Freundinnen.

„Dann hört zu! Wir müssen ein Schiff bauen. Ein Riesenschiff, das größer ist als alle Boote

zusammen, breiter als alle Pferdewagen. Es muss unsere ganze Generation beherbergen können. Das wird kein einfaches Schiff sein, sondern ein Zauberschiff: es wird fliegen können!“

„Wie sollen wir ein solches Schiff denn bauen? Wir können das ja gar nicht richtig“, sprachen die anderen Ne-Westas.

„Weil wir nicht wissen, wie es richtig geht, schaffen wir es so, wie es so etwas noch nie gegeben hat.

Im Traum werden wir es bauen. Und im Traum besiegen wir den Feind! Nur so schaffen wir es!“

„Wovon sollen wir denn träumen?“, fragten die Jungfrauen. „Wir kennen das Leben doch gar nicht!“

„ Träumen? Von allem Schönen. Von Blumen. Von Weizen. Von der Saat. Von Vögeln. Von Tieren und Fischen. Von Gras. Von Großmutter und Großvater. Von Mutter und Vater. Von Sohn und Tochter. Von Sonne und Himmel. Von Erde und Wind. Von Frieden. Von Liebe. Von Glück. Schließt die Augen! Und stellt euch dieses Schiff vor. So schaffen wir alles!“

In dieser Nacht schliefen die Ne-Westas nicht. Sie saßen um das Lagerfeuer herum, hielten sich fest an den Händen und träumten.

Die Vorstellung der Mädchen war in ihrer Verzweiflung so schön und so mächtig, dass über der Erde ein großes Schiff mit Flügeln erschien, einem weißen Schwan ähnlich, geschmückt mit den wohltuend betörenden, duftenden Blüten der unschuldigen Jungfrauen Ne-Westas.

Das Schiff wurde von Liebe und Glück gesteuert. Die hohen seidenen Segelwaren erfüllt von warmen Frühlingswinden. Das Steuerrad war die glänzende Sonne! An Stelle der Kanonen funkelten die Sterne. Auf dem Deck tanzten alle fröhlich lachenden Kinder der Erde.

„Vorwärts!“, gab die Ne-Westa das Kommando, „leisten wir unseren Dienst für unsere

Väter und Großväter, Großmütter und Mütter, für unsere Brüder und unsere Erde!“

Die geborene Galaxis mit ihrer unausweichlichen energetischen Dichte – dieser herrliche, gemeinsame Traum- stürzte in die Träume der einzelnen Feinde hinter dem Silbernen Tor, in denen es nur um Macht, Geld und Ruhm ging. Unter der Nichtigkeit ihrer Träume verwandelten sich die Feinde in grauen Rauch. Wie in Schwefelsäure aufgelöst, zerfiel die Mauer. Die befreiten Bewohner der Erde konnten sich aus ihrer Gefangenschaft befreien.

Alle umarmten die Ne-Westas und dankten ihnen – die Westas, auch die Weisen Mütter, die Greise, die Männer und Brüder. Das Schiff verschwand in der Luft. Das Silberne Tor verwandelte sich in dieses Märchen.

Du darfst diese Geschichte aber nicht vergessen.

*Anmerkungen:*

*Wedj-ma (Ведь-ма) – russ. Hexe, hier aber wörtlich: Mutter, die das Leben gut kennt*

*Ne-Westa (Не-весма) – russ. Braut, hier auch: Mädchen, das das Leben nicht kennt*

*Westa (Весма) – russ. hier: verheiratete junge Frau, die das Leben bereits kennt*

## Der Engel und der Teufel

Einst hatte ich mich in einen Teufel verliebt! Ich dachte immer, Dämonen seien hässlich. Aber dieser war entzückend hübsch. Ganz zufällig sah ich ihn in der Menge und war wie vom Blitz getroffen! Ohne ihn kann ich nicht weiterleben, schwante mir.

Ich glaubte, Dämonen strebten gierig nach Menschenseelen. Um ihm ein Geschenk zu machen, nahm ich in einer stockfinsteren Nacht meine Seele aus meinem Körper. Und meine Seele flog dahin, wo der Teufel lebt. Auch mich hat sie mitgenommen. Sie wusste, wo man den Teufel findet.

Die Seele leuchtete von lauter Liebe. Verwundert schaute der Dämon mich und meine Seele an.

„Du darfst nicht hinein!“ – sagte er und schloss vor mir die Pforten der Hölle.

In fester Umarmung mit meiner ruhelosen Seele kehrte ich zurück. Da sah ich plötzlich einen Engel.

Er schaute mich aus verliebten Augen voller Tränen an. Als Geschenk brachte er mir seine Schwingen. Aber ich weigerte mich, sie anzunehmen.

„Du darfst nicht hinein!“ – sagte ich und schloss vor ihm die Tür zu meinem Schlafzimmer.

## Der Gold-Prinz

Vor vielen, vielen Jahren lebte in einem fernen Land ein grausamer Prinz. In seinem Schloss glänzte alles in Gold. Lüster mit tausend Kerzen brannten in seinen Sälen am Tag und in der Nacht. Um das Schloss herum aber klangen das Stöhnen und Klagen des geknechteten Volkes.

Der Prinz liebte niemanden und ließ seine Diener für kleinste Vergehen töten. Alle wussten, dass, wenn das goldene Kellergitter knirschte und bebte, die nächste Frau des Prinzen seinen Tigern zum Opfer gebracht wurde. Der Herrscher hatte so viel Blut vergießen lassen, dass man damit das ganze Land hätte färben können.

Eines Tages schlugen Zigeuner vor dem Schloss ihr Lager auf. Die Menschen kamen aus der weiten Umgebung, um ihre Vorstellung zu besuchen. Auch der Prinz nahte in seiner vergoldeten Kutsche…

Voller Lust und Wonneertönten die Gitarren. Lustig tanzten die schmutzigen Zigeunerkinder um das Feuer herum. Am meisten aber faszinierte die Zigeunerin, eine Tänzerin mit langem, wallendem Haar, das mit ihren offenen Zöpfen wie schwarze Peitschen auf ihre sonnengebräunten Schultern niederfiel. Wie hellrote Berghagebutten leuchteten ihre Lippen und ihre Röcke flogen um ihre Beine herum und bildeten dabei wundervolle Blumenformen.

„Heute Nacht kommst du in mein Schloss“, befahl ihr der Prinz.

„Ich denke nicht daran!“ , entgegnete sie.

„Bin ich für dich nicht schön genug?“ Der Prinz war irritiert, weil sich noch niemand getraut hatte, ihm zu widersprechen. “Willst du nicht in der Pracht meines Schlosses leben? Nicht mit Gold geschmückt sein? Nicht das Landregieren?“

„Du bist sehr schön“, sprach sie höflich, „aber ich möchte heute tanzen. Ich mag das Knistern des Feuers, das Glitzern der Sterne und das Plätschern des Wassers.“

Der Prinz erzürnte und befahl seinen Dienern, die Zigeunerin festzunehmen und ins Schloss zu zwingen. Der Herrscher betrat seinen Thronsaal in einem leuchtenden Gewand und befahl, ihn mit den besten Teppiche zu verzieren. Die Zigeunerin wurde in einen Rock aus duftenden Rosen gekleidet, alle Kerzen wurden entzündet und das Marmorbassin mit Quellwasser gefüllt.

„Du wolltest tanzen, so tanz doch!“, sprach der Gold-Prinz.

„Jetzt möchte ich nicht!“ Sie wandte sich zornig ab.

„Wie kommst du dazu?“ Zum ersten Mal entflammte im Herzen des Herrschers Liebe. „Ich habe doch all deine Wünsche erfüllt!“ Damit führte er sie zum Fenster. „Hier sind deine Sterne, das Wasser, hier – das Feuer!“

„Ich mag die Sterne nicht aus einem Goldkäfig heraus sehen. Dein Wasser ist tot! Auch das Feuer

lebt nicht. Die Rosen an diesem Rock gemahnen an vergossenes Blut. Sie leben auch nicht!“

„Meinst du, ich sei etwa auch tot? Und meine Liebe?“, rief der Prinz.

„ Vielleicht“, erwiderte die Zigeunerin leise.

Empört und weil sie seine Gefühle beleidigt hatte, befahl der eigensinnige Prinz, die Widerspenstische in den Käfig vor die Tiger zu werfen. Die Tiere aber griffen sie nicht an, sondern legten sich friedlich zu ihren Füßen nieder. Daraufhin befahl der Prinz, die Frau zu verbrennen. Das Feuer jedoch erlosch, sobald sie die glühende Kohle mit ihren sonnengebräunten Füßen berührte. Man warf sie in das Bassin, aber sie schwamm wie ein Fisch und zeigte sich ihrem Quälgeist unversehrt und unbeugsam.

Der Prinz war empört, zugleich aber auch - begeistert. Aus Stolz konnte er aber nicht nachgeben. Vor Sonnenuntergang, als die letzten Sonnenstrahlen die weiten Bergspitzen zärtlich berührten, führte man die schöne Zigeunerin auf den höchsten Schlossturm.

„Ein Wort aus einem Mund kann alles ändern“, sagte der Prinz voller Hoffnung und Erwartung.

„Ja, das kann es“, sprach die Schöne. „Wenn ich sterbe, wirst du ewiger Reue anheimfallen. Du wirst zu einem Nichts – du verwandelst dich in einen letzten Sonnenstrahl, in eine Erinnerung an die ein-

zigartige, aber grausame Liebe. Bei deinem Anblick wird jeder Mensch unsägliche Wehmut empfinden, Poeten werden Lieder dichten… Leb wohl, du Gold-Prinz!“ Mit diesen Worten küsste sie ihn zärtlich.

Der Herrscher brach tief erschüttert und voller Angst vor dieser Voraussage zusammen: „ Du liebst mich also?“

Die Zigeunerin ließ den Kopf sinken. Dann aber warf sie ihm einen entschlossenen Blick zu und sprach leise, aber deutlich: „Ja, ich liebe dich. Das Leben in der Freiheit liebe ich aber noch weit mehr. Deshalb wähle ich den Tod.“

Und vor den Augen der erschrockenen Wächter stürzte sie sich aus dem Fenster auf die Klippen nieder.

Mit dem letzten Sonnenstrahl entschwand auch der Prinz, als hätte es ihn nie gegeben. Sein Königreich verlor seinen Glanz. Die Menschen zogen sich in alle Richtungen zurück, auf der Suche nach einem besseren Leben. Das Schloss verfiel. Auf seinen Ruinen spukt heute während des Sonnenunterganges manchmal ein Geist und erleuchtet alles mit einem Strahl voller Sehnsucht. Traurig ist das Licht der unerfüllten Liebe. Nur so viel ist vom Gold-Prinzen zurückgeblieben.

## Der Luchs

Es war an dem Morgen, als der Wind und das Meer ein Spiel begannen. Es war schwer zu sagen, wer wen animiert hatte: Ob es die Luftströme waren, die das Wasser aufgeschäumt hatten, oder ob der Alte Kaspij selbst den feuchten Wind geweckt hatte. Klar war nur, dass sich dadurch die Welt wunderlich veränderte. Die Boote hielten sich mit ihren Seilen wie mit Armen am Ufer fest. Die Hüte erinnerten sich daran, dass sie fliegen konnten, und segelten durch die Luft und veränderten so abrupt ihr Richtung, dass ihnen ihre Besitzer lange hinterherlaufen mussten.

Das war der Morgen, an dem Gadschi plötzlich bewusst wurde: „Heute geht sie wieder.“ Ja! An genau solch windigen Tagen verließ ihn seine Lia jedes Jahr für eine ganze Woche. Und Gadschi wusste nicht, wohin sie ging.

Zehn Jahre langhatte er mit seiner Frau in Eintracht und Liebe gelebt. Und es gab in der ganzen Welt keine zweite Frau, die lieblicher, nachgiebiger, freundlicher und gehorsamer war als sie. Sie schien tausend Hände zu haben und auch so viele Herzen, die vergeben konnten. Ihre zierliche Gestalt war immer und überall zugegen.

Gadschi liebte seine Frau so sehr, dass er ihr grenzenlos vertraute. Auch von den Bewohnern des Dorfes wurde Lia geachtet. Gestern abend aber erlaubte sich in der Teestube ein Freund eine schlüpfrige Bemerkung:

„Bald geht deine Lia wieder in die Berge, um ihr Frauenherz zu ergötzen.“

Heiß schoss Gadschi die Eifersucht in die Seele. Er konnte sich kaum beherrschen. Draußen flog ihm die Mütze vom Kopf. Er jagte ihr aber nicht nach. Er ließ sein Gesicht von spritzendem, salzigem Meereswasser abkühlen. Er war ratlos, wenn Lia ihn wieder einmal um Erlaubnis bitten würde, in die Berge zu gehen.

„Gadschi…“ sprach seine Frau zu Hause.

„Ja, Liebste?“

„Heute gehe ich. Das Essen steht auf dem Herd. Brot ist genug da…“

„Nirgendwo gehst du mehr hin“, sprach Gadschi entschlossen.

Lia drehte sich mit einem Ruck um. In der Dunkelheit flammten ihre Augen grün auf. Ihre Stimme aber klang unerwartet weich:

„Als du mich heiratetest, hast du geschworen, mich für eine Woche in die Berge gehen zu lassen. Ich kann nicht mehr…“

Gadschi verstummte und rang nach Fassung. Ja. Diese Vereinbarung gab es tatsächlich. Was sollte er tun? - Er ließ sie wieder gehen.

Lia traf keine besonderen Vorbereitungen. Ohne sich von ihrem Mann und den Kindern mit einem Kuss zu verabschieden, warf sie ein dunkles Tuch über den Kopf und eilte zu den Bergen.

Wie ein Schatten schlich Gadschi ihr nach, von Mistrauen und schwarzer Eifersucht geplagt.

Als die Sonne im Zenit stand und alle Schatten von der Erde verschwanden, nahm Lia das dunkle Tuch ab. Der starke Wind vom Kaspij zerzauste ihr Haar. Sie legte den Kopf in den Nacken, lachte laut und begann zwischen den Felsen und den Brombeersträuchern einen wilden Tanz, während sie sich fauchend und miauend in einen Luchs verwandelte.

Gadschi blickte entsetzt und voller Angst hinter einem Felsen hervor.

Eine Woche lang wütete die wilde Katze. Fauchend und mit den Augenwild blitzelnd, riss sie mit ihren Krallen Ziegenlämmer und fraß das blutige Fleisch. Nachdem sie sich müde gejagt und satt gefressen hatte, schlief sie den ganzen Tag lang. Wahrscheinlich hatten all die Wut, die Kränkungen und Enttäuschungen, die sich in einem Jahr angesammelt und sie so viel Kraft gekostet hatten, während des Schlafs verlassen.

Gadschi kehrte erschrocken nach Hause zurück. Wer hätte das gedacht?! Seine Lia! Seine zärtliche, gütige Lia war eine wilde Bergkatze!

Als sich die Unruhe über dem Kaspij legte, kehrte Lia mit einem Korb voller Beeren zurück. Gadschi sprach kein Wort zu seiner Frau. Er fand am Mee-

resufer seine Mütze und ging in die Teestube. Dort begegnete ihm sein Kumpel.

„Meine Frau erzählt, dass Lia mit zerrissenen Kleidern wieder aus den Bergenzurückgekehrt ist.“

„Sie hat Brombeeren gesammelt“, antwortete Gadschi gelassen. „Du solltest Deine auch mal in die Berge lassen, sonst wird sie in euren vier Wänden noch wild, wenn sie sich mit den Nachbarn zerstritten hat, und auch dir gibt sie keine Ruhe.“

„Was soll ich…? Ich bin doch nicht wahnsinnig! Zu Hause soll sie bleiben und auf die Kinder aufpassen!“

Am Abend kehrte Gadschi nach Hause zurück. Wie gewohnt fand er dort Gemütlichkeit, Ruhe und Frieden.

„Ich liebe dich“, sagte er zu seiner Frau.

„Ich liebe dich auch, Gadschi“, schnurrte Lia zurück. Sanft rieb sie ihre Wange an seinem Pullover und sah ihm tief in die Augen. Hier fand er keine Spur von Wildheit, sondern nur Zärtlichkeit und Liebe. Nur ihre Hände betrachtete er vorsichtig:

„Schneide dir die Nägel, mein Kätzchen!“

„Ja, Liebling“, lächelte Lia, „wie du willst…“

## Die Geier

Nur sehr wenige Geier leben heutzutage noch auf der Erde. Und diese werden bald schon für immer verschwunden sein, wenn sie weiterhin so gnadenlos gejagt werden. Alle wissen, dass dieser Vogel auf den ersten Blick sehr garstig und so unheimlich aussieht, als hütete er ein uraltes Geheimnis.

Und er hütet es - wahrhaftig.

Kennst du es?

Gleichgültig, wie viel Gold auf der Welt je gefunden wurde, nie war es genug.

Nicht genug für die Götter und nicht für die Helden. Hätten auch die Menschen von diesem nicht rostenden, gelblichen Metall erfahren, auch sie hätten nie genug von ihm bekommen können.

So hielten es die Götter für weise, die Goldbarren vor neugierigen Blicken zu verbergen. Ein einfaches Verbergen schien ihnen allerdings nicht genug… Das Gold sollte in den geheimsten Winkeln unter der Erde versteckt und hinter sieben Siegeln mit den Bildern wilder Greife verborgen werden. Außerdem sollten ihre treuesten Gefolgsmänner – mächtige Recken, schöne, stolze, starke und treue Männer - das Gold stets bewachen.

Niemand wurde also an das Gold herangelassen. Doch die Helden bekamen schließlich Wind von der Existenz dieses außergewöhnlichen Schatzes. Sie raubten es mit List, nicht mit Gewalt. Sie betäubten

die Recken mit einem Trank aus Schlafkraut. Sie zerbrachen die Siegel. Sie deckten das Geheimnis auf. Sie holten sich so viel Gold, wie sie nur tragen konnten. Und sie liefen davon.

Die Götter waren erzürnt. Die treuen Recken warfen sich zu ihren Füßen. Sie baten die Götter dafür um Vergebung, dass sie das ihnen anvertraute Geheimnis nicht hüten konnten. Doch all ihre Bemühungen, die Allmächtigen zu besänftigen, blieben erfolglos. Die Götter antworteten mit tosendem Donnerkrachen, und auf der Erde schlugen zackige Blitze ein. Die Götter verwandelten ihre Recken in Greife – in wilde Löwen mit Adlerköpfen - und ketteten sie an. Sie durften nicht schlafen, und es wurde ihnen noch viel strenger befohlen, die geheimen Orte mit dem Goldschatz zu bewachen. Doch auch jetzt war das nicht von Erfolg gekrönt. Die Helden verrieten gegen den Willen der Götter den Menschen ihre eigenen Taten. Es packte sie eine unbändige Gier, an das Gold zu kommen. Die Menschen erlegten auf der Jagd ein kräftiges Reh, schlugen es in Stücke und warfen sie den Greifen vor die Füße. Die Löwen mit den Adlerköpfen machten sich so gierig über das frische Fleisch her, dass sie nicht bemerkten, dass sich die Menschen unterdessen das Gold ergriffen und mit ihm entflohen.

Die Götter waren erneut voller Zorn.

„Zweimal haben wir euch, unsere treuen Diener, aufgefordert, die vielen wertvollen Geheimnisse vor neugierigen Blicken zu verbergen. Zweimal jedoch habt ihr versagt. Stattdessen hat Euch die simple Gier nach Aas gepackt, wie hungrige Hunde!“.

Wieder hörte man fürchterliches Donnerkrachen und die Blitze zuckten auf die Erde nieder. Die Götter verwandelten die Greife – ihre vormals treuen Krieger - in riesige und furchtbar abstoßend aussehende Aasfresser, in Geier.

Die scharfen Schnäbel und die entblößten Hälse waren nicht einmal die schlimmste Strafe für ihre Vergehen. Denn von der Stunde an sind die einst treuen Diener der Götter dazu verdammt, sich nur von Aas zu ernähren.

Wegen ihres Aussehens werden sie von Menschen und Tieren gemieden. Sie bevölkern düstere Täler im Gebirge und brennend heiße Wüsten. Doch bis heute wissen diese Vögel genau, wo die goldenen Geheimnisse gehütet werden – wo die geheimsten Verstecke der Götter zu finden sind. Nur sie alleine wissen es. Deswegen betrachten sie die Menschen mit Abscheu und voller Ärger.

## Die Traubenkirsche

Ah, diese Traubenkirsche! Schaumschäumend blüht sie im Frühling, ihr betörender Duft benebelt den Kopf, raubt den Schlaf!

Blüht die Traubenkirsche – dann gibt es keinen Bodenfrost mehr, die Gurken dürfen ins Freiland gepflanzt werden. Blüht die Traubenkirsche – so ist es Zeit für die Brasse, und der Fluss belohnt dich mit einem reichen Fang…

Früher gab es sie überall reichlich viel. Auch jetzt begegnet man ihr noch ab und zu. Nicht überall ist die Beste von Wilderern abgeholzt worden!

Vieles erzählt man sich von der Traubenkirsche, ich aber sage dir folgendes.

Als die Menschen noch Heiden waren und Steine anbeteten, lebte in dieser Gegend ein Mädchen. Es hieß Traubenkirsche. Es war ein wenig dunkelhäutig, seine Haare waren aber wunderbar lockig und hell! Wie im Schaum weißer Blüten versank sein bräunliches Gesicht in den blonden Locken. Seine Mutter hütete das Mädchen wie ihr Augenlicht! Sie kämmte ihm die Haare, flocht sie aber nicht zu einem Zopf. Jung war Traubenkirsche noch und sie durfte mit offenem Haar herumlaufen. Die Burschen verguckten sich in ihr und verloren, einer nach dem anderen, ihren Kopf. Einige versuchten sie zu freien, die Mutter aber ließ sie nicht gehen. Vierzehn war sie gerade geworden. Die höchste Blütezeit – der Frühling!

Zu der Zeit brach unerwartet ein Krieg aus, während die Männer in fernen Wäldern jagten.

Die Ansiedlung wurde von Chan-Bussurman überfallen. Alle Mädchen wurden vom Saum ihrer Mütter aus den Häusern gezerrt. Sie wurden in die Sklaverei getrieben, in den Harem des Chans.

So wurden sie hinter sieben Berge und wilde Flüsse verschleppt – dahin, wo im Sand nur Stachelbüsche wachsen.

Der Chan fand an Traubenkirsche Gefallen. Er versuchte sich ihr mit allen Mitteln zu nähern. Sie aber wandte ihren Kopf so energisch ab, dass ihre Locken in der Luft wehten. Der alte Chan atmete den betörenden Duft ihrer lockigen Haare ein und konnte nachts nicht mehr schlafen. Er hielt sich für den unwiderstehlichsten Herrscher der Welt. Alle Frauen ergaben sich ihm. Nicht aber Traubenkirsche. Daher beschloss er, das Mädchen zu bezwingen. Er gab ihm kein Essen, kein Trinken und ließ es in Lumpen kleiden. Das Fehlen schöner Kleider machte der Sklavin aber nichts aus. In ihren blauen Augen funkelte nur kalt die Sehnsucht nach Moskowiter Flusswasser. Auch in Lumpen sah sie zart wie eine Blume aus. Zum Verrücktwerden!

So litt der Chan und wurde mürbe. Er fiel vor ihr auf die Knie, weinte, bat um Erhörung. Sie aber konnte ihre Heimat und den ruhigen Fluss nicht vergessen. Der Chan wurde wütend und gab das

Mädchen schließlich den Arap-Wächtern als Beute zu ihrem Vergnügen. Sie sträubte sich lange Zeit, konnte aber ihrem Schicksal nicht letztlich entkommen. So gebar sie Drillinge später – es waren Kinder mit schwarzer Haut. Sie weinte sich die Seele aus dem Leib. Denn diese Schande konnte sie nicht ertragen. Sie band die Kinder mit einem seidenen Gürtel an sich und sprang in einen tiefen Strudel. Sie versank mit dem Gedanken: „Nur einmal noch die liebe Heimat spüren, nur einmal noch einen halben Atemzug aus der Luft des heimatlichen Waldes schöpfen…“

Ihre Gedanken vernahm der Flussgeist. Er verwandelte sie in einen winzigen Samen, rief die Silberbrasse zu sich und befahl: „Eile, Silberbrasse, durch alle Wässer – Flüsse, Seen und Bäche und bringe diesen Samen dorthin zurück, wo er hingehört.“ Die Brasse gehorchte.

Aus dem Samen wuchs ein Baum. Im Frühjahr hüllt er sich in den weißen Schaum duftiger Blüten. Seine Beeren aber sind schwarz. Ihr süßer Geschmack hinterlässt etwas Bitteres. Aromatisch ist er, aber vor allem herb. Wer den Duft der Traubenkirsche lange einatmet, dem wird ganz schwindelig! Die Rutenbögen aus Traubenkirsche sind sehr widerstandsfähig: sie biegen sich, brechen aber nicht!

Blüht die Traubenkirsche, so gibt es keinen Bodenfrost mehr. Dann kannst du die Gurken auspflanzen. Sobald sie blüht, kannst du auf Brassen fang

gehen. Auf den Fisch, ihren treuen Freund, wirst du schnell treffen.

## Die Vogel-Wolken

Wenn sich die Federwolken auf dem türkisblauen Himmel zeigen, dann kribbelt es den Menschen zwischen den Schulterblättern…

Die Wolken steigen von den Seen auf. Sie bilden sich in den Bergen… Diese Wolke aber ist aus den Schloten des zentralen Energiekraftwerkes herausgetreten. Sie entwich dem Kamin in Form eines gigantischen Vogels, der seine Flügel vorn trägt. Sie überwölbte Moskau und schwebte bis in die Dämmerung dahin. Die Abendsonne färbte ihre Federn in den feinsten Schattierungen von Gold bis Rot. Weißt du, was sie mir dabei erzählte?

Vor sehr langer Zeit, als es weder die Stadt Ljuberzy noch Reutovo noch auch Moskau gab, strömte durch diese Gegend ein breiter Fluss mit Namen Ra. Glaubst du das etwa nicht? Ich erzähle doch kein Märchen, sondern die Wahrheit! Neulich fanden die Geologen unweit von Ljuberzy bei Bohrungen in der Tiefe von 28 Metern eine mächtige Sandschicht, und eine solche Schicht wird nur von einem großen Wasser hinterlassen. Keiner konnte sich vorstellen, dass durch unsere Region irgendwann einmal die Wolga geflossen ist! Sie floss aber tatsächlich von Ljuberzy über Kosino, Weschnjaki, Perovo und näherte sich dem Ufer des Moskwa-Flusses. Das war das alte, später ausgetrocknete Ufer des Ur-Moskwa-Flusses, dessen Alter in die Millionen Jahren geht. Während der Eiszeit erstarrte diese wasserreiche

Arterie zu Eis. Später änderte sie ihren Lauf. In Kosino blieb aber ein kleiner See zurück, heute das einzige Wasserreservoir aus der Eiszeit in Moskowia...

Der aus den hohen Schloten des Kraftwerks entwichene Vogel bedeckte die Stadt und schützte sie mit seinen Flügeln vor dem stechenden Blick der kalten Sterne. Er schaute lange in die Fenster und suchte einen Kontakt mit den Passanten. Er fand aber niemanden, dem er vertrauen konnte, bis er meinen Blick auffing. Und so hörte ich eine alte Legende.

Wir Menschen stammen von Vögeln ab und konnten in Urzeiten sogar fliegen. Das glaubst du nicht? Blick doch in den Himmel! Und dann schau dir die Erde an! Genau hier, ja-ja! Hier, wo das Wohnviertel der Hauptstadt Nowokosino entstanden ist, floss der mächtige und fischreiche Ra-Fluss. Er ernährte Menschen und Vögel. Alle lebten in Frieden miteinander. Die Tierwelt war so vielfältig wie nie. Am meisten aber war diese Gegend von Vögeln belebt. Weißt du, welch wundersame Vögel hier lebten? Natürlich, auch Schwäne. Hier brüteten Störche, Kraniche, Reiher – alle die Vögel, die man heute nur noch in Naturschutzgebieten wie in Lasovo oder Bargusin finden kann. Noch… - Aber auch sagenhafte Vögel ließen sich hier blicken, Vögel, die man heutzutage nur noch an Flachreliefs uralter Tempel finden kann, göttliche Vögel mit Menschengesichtern.

Eines Tages traf die Welt ein großes Unheil. Das Tauwasser des Frühlings riss dem Jäger Gamysch die Fischnetze fort. Seine Familie hatte nichts mehr zu essen. Die Kinder hungerten erbärmlich. So entschied sich Gamysch zu einem unerhörten Verbrechen. Als erster Mensch  bastelte er einen Bogen und tötete mit seinem Pfeil den ersten Vogel. Mit dessen Fleisch sättigte er seine Kinder. Als die Vögel-Götter  davon Kunde erhielten, straften sie ihn, indem sie ihn zu Schlamm verwandelten und  - seine Pfeilezu Schilf.

Die Menschenkinder aber begehrten danach nur noch das Fleisch von Vögeln. . Sie jagten seitdem sogar ihre kleineren Brüder,

Das brachte eine große Unruhe unter die Vogelschwärme. Sie erhoben sich in den Himmel. Die Vögel-Götter beschlossen aber, die Menschen zu bestrafen. Sie verließen diese Gegend für immer. Zur selben Zeit fielen den Menschen die Flügel ab. Und der mächtige Fluss  kehrte sich in die Gegenrichtung um…

Ich  lauschte  der Legende so lange, bis der Vogel im Smog über der Stadt verschwunden war. Ich wollte sofort dorthin fliegen, wo es noch Vögel gibt. Ich wünschte mir die verloren gegangenen Flügel zurück, auch um den Preis, ein mal in eine Federwolke verwandelt zu werden. Die Wolken sind für mich nämlich die Geister der Vögel, die früher einmal in uns gelebt und uns dann für immer verlassen haben.

Wenn sie auf dem azurblauen Himmel erscheinen, juckt es den Menschen zwischen den Schulterblättern. Jetzt weißt du, warum.

## Die drei Fluss-Zarenreiche

Es gingen einmal einige Fischer, unter ihnen auch Großvater und Vater zum Fluss, um Äschen zu angeln. Der kleine Senjka, der im Herbst fünf wird, lief hinter ihnen her.

Die Männer, ein seriöses Volk, bauten, wie es sich gehört, rasch ein Zelt aus Tannenzweigen, machten ein Lagerfeuer und kochten Brei. Sie bereiteten alles für den Fischfang vor. Senjka aber, nach dem reichlichen Essen müde geworden, schlief bald in der frischen Luft ein und verpasste alles auf der Welt. Als die Morgensonne durch die Tannenzweige in sein Zelt hineinschaute, entdeckte Senjka, dass er allein war. Weder Großvater noch Vater waren zu sehen. Auch nicht die übliche Fischsuppe. Nur schwarze Kohlen vom Lagerfeuer lagen herum.

Was sollte er nur der Mutter sagen? Er konnte doch nicht ohne Großvater und Vater nach Hause kommen! Er lief zum Ufer und sah: Der Fluss hatte sich zurückgezogen. Und die Äschen, die in den Netzen der Fischer gefangen waren, zappelten und rangen nach Luft. Eng haben sie es darin. Angst haben sie. Sie können sich nicht befreien. Senjka bekam Mitleid mit den Fischen. Die verenden ja! Und er ließ sie frei, ins Wasser.

Er selbst weinte. Tränen kullerten über seine Wangen. Er lief am sandigen Ufer hin und her, bis

zu den Knien wagte er sich ins Wasser. Er schrie. Aber Großvater und Vater blieben verschwunden. Das Wasser wurde von seinen Tränen salzig. Die frei gelassenen Fische schwammen eine Weile um ihn herum und fragten ihn mit Menschenstimmen:

„Wieso rufst du so laut und weinst so untröstlich? Du störst unsere Ruhe, wieso? Unser Wasser wird durch deine Tränen salzig! Warum?“

„Sollte ich etwa nicht weinen? Warum sollte ich euch in Ruhe lassen?“, antwortet der Junge, „Unsere Mutter wartet zum Abendessen auf uns mit unserem Fang. Wie kann ich ohne Großvater und Vater nach Hause zurückkehren? Aber ich kann sie nirgendwo finden.“

„Dein Großvater und dein Vater sind bei den Nixen auf der Diamantensandbank“, antworteten die Fische, „Sie haben sie mit bezaubernden Liedern dorthin gelockt. Diamanten haben sie ihnen versprochen. Aber es darf kein einziges Steinchen von der Bank genommen werden, bevor die Sonne untergeht. Verwunschen sind sie. Und sobald die Sonne untergegangen ist, werden die Nixen die Männer in den Tod kitzeln. Wenn du aufhörst, das Wasser zu salzen, verraten wir dir, wie du sie finden und nach Hause bringen kannst. Du hast uns das Leben gerettet, und nun helfen wir dir.“

Da versprach Senjka mit dem Weinen und Klagen aufzuhören. Und die Fische sprachen weiter:

„Geh zu dem Zedernbaum. Da findest du die Angelschnur und daneben einen Weg, bestreut mit

Fischschuppen. Der Weg glitzert und glänzt. Er wird dir zuerst wie eine gekräuselte Wasserfläche erscheinen. Aber habe keine Scheu, in Richtung der Sonne zu schauen. Geh diesen Weg. Höre auf niemanden. Achte auf nichts anderes. Der Weg führt dich zuerst in das Reich der silbernen Karpfen. Da wirst du ihre wundervollen Schlösser und Paläste sehen. Worum dich die silbernen Karpfen auch bitten werden, tue alles, was sie wollen! Du darfst aber von dir aus nichts mitnehmen, denn es kann sein, dass das Silber später zu billigem Sand wird. Nur das, was sie dir schenken, darfst du annehmen. Danach geh weiter. Dann wirst du nämlich in das Reich der goldenen Karpfen gelangen. Bemühe dich, auch ihnen all ihre Wünsche zu erfüllen. Verlange für deine Dienste keinen Lohn. Sie werden schon wissen, was du brauchst. Und dann geh den Schuppenweg weiter. Der bringt dich zur Diamantensandbank, wo die Nixen sich sonnen und tummeln. Da entzauberst du Großvater und Vater. Sie werden dir dann ganz von alleine folgen. Und wenn du die richtigen Worte findest, so wirst du sie auch an den Reichen der Karpfen entlang führen.“

„Wie soll ich sie denn bloß entzaubern?“, fragte Senjka.

„Du musst es vor dem Sonnenuntergang schaffen!“

Da verschwanden die Fische plötzlich in der Tiefe, als wenn sie aufgescheucht worden wären.

Senjka blieb keine Wahl. Er krempelte seine Hose

hoch und begab sich übers Wasser zu der alten Zeder. Tatsächlich fand er dort die Angelschnur, die die Männer hatten liegen lassen. Und den leuchtenden Weg, bestreut mit den Fischschuppen, entdeckte er auch.

Plötzlich hörte er einen wundersamen Singsang:

„Hei, du Schöner, hei, du Liebling, hei, du Süßer! Komm, schwimm mit uns! Süßes kleines Kerlchen! Wir werden dich lieben, dich verwöhnen!“

Senjka sah, wie von allen Seiten Nixen zu dem Baum schwammen, eine schöner als die andere. Sie winkten ihm freundlich zu und versuchten ihn ins Wasser zu locken.

Doch Senjka bespritzte sie mit Wasser:

„Ich bin kein kleines Kerlchen! Groß bin ich! Im Herbst werde ich fünf! Ich brauche eure Zärtlichkeiten nicht! Dafür habe ich meine Mamka! Geht mir aus dem Weg! Verschwindet!“

Vor Schreck versteckten sich die Nixen im Schilf, und Senjka marschierte stolz auf dem Weg mit den Fischschuppen. Bald erreichte er die Biegung des Flusses. Da erkannte er unter dem Wasser wundervolle Behausungen und Schlösser aus purem Silber. In silbernen Palästen schwammen unzählige silberne Karpfen umher. In riesigen Muscheln lagen Silberbarren, in kleineren Muscheln – Silber in loser Schüttung.

Der Reichtum nahm Senjka den Atem. Er dachte: „Ich nehme mir etwas davon – nur eine Handvoll. Dann kaufen wir uns ein neues Boot!“. Aber da er-

innerte er sich gerade noch rechtzeitig daran, was ihm die weisen Fische am Ufer gesagt hatten. So trat er gleich zum Königspalast, wo er sich vor dem silbernen Karpfenkönig voller Ehrfurcht verbeugte:

„Sei gegrüßt, du König der Silberkarpfen in den Flüssen und Seen ringsum! Ich will dir alle Dienste erweisen und bitte lass mich dann den leuchtenden Weg an deinem Reich entlang finden, hin zur Diamantensandbank der Nixen!“

„Sei auch du gegrüßt, Senjka!“, antwortete der König der Silberkarpfen. „Deine Hilfe können wir sehr gut gebrauchen! Du kannst uns sicher aus der Not helfen. Eine unerwünschte Schar von Hechten aus dem Fluss nebenan überfällt immer wieder unser Königreich. Die Bande bringt unsere Frauen und Kinder um. Wir geben dir ein Zaubernetz gegen diese Hechte. Du musst uns nur versprechen, deinen Großvater und Vater herzubringen, damit sie diese Eindringlinge fangen. So können wir endlich in Frieden leben.“

Senjka nahm das Zaubernetz mit sich. Unter seinem Hemdchen versteckte er es. Und er folgte weiterhin dem Weg aus lauter silbernen Schuppen.

Er lief und lief, bis er endlich zum Königreich der goldenen Karpfen gelangte. Seine Paläste und Schlösser aus purem Gold leuchteten und glänzten unter dem Wasser. In den Gemächern schwammen Abertausende goldener Karpfen. In riesigen Muscheln lagen Goldbarren und in den kleineren Muscheln – Goldstücke in loser Schüttung.

Einen solchen Reichtum hatte Senjka noch niemals gesehen. Einen Moment lang dachte er nach: „Ich nehme mir etwas davon, nur eine Handvoll. Dann kaufen wir uns ein neues Haus!“. Doch da erinnerte er sich gerade noch rechtzeitig daran, was ihm die weisen Fische am Ufer gesagt hatten. Vor dem goldenen Königspalast verbeugte er sich im Angesicht des goldenen Karpfenkönigs:

„Sei gegrüßt, du König der Goldkarpfen in den Flüssen und Seen ringsumher! Ich will dir alle Dienste erweisen – doch bitte lass mich dann den leuchtenden Weg an deinem Reich entlang finden – hin zur Diamantensandbank der Nixen! „

„Sei auch du gegrüßt, Senjka!“, antwortete der König der Goldkarpfen. „Deine Hilfe können wir sehr gut gebrauchen! Du kannst uns sicher aus der Not helfen. Ein feindlicher Schwarm von Wildvögeln hat sich nebenan angesiedelt und überfällt tagtäglich unser Königreich. Die Bande taucht in unsere Gewässer, schnappt sich unsere Untertanen. Sie lassen uns nicht in Ruhe. Wenn du dieses Zaubernetz an dich nimmst und uns versprichst, ans Ufer in dieser Gegend zu kommen, um diese Vögel zu jagen, wären wir dir für ewig dankbar.“

So nahm Senjka das Zaubernetz gegen die Wildvögel mit. Unter seinem Hemdchen versteckte er es.

Und er lief den Schuppensilberweg weiter, bis er etwas erblickte, das ihm wie eine Insel erschien. In Wahrheit aber war es keine Insel, sondern eine

Sandbank, nur knapp von Wasserbedeckt. Auf dem Boden unter dem Wasser konnte man das lustige, sonnige Glänzen von Edelsteinen erkennen. Sie strahlten eine unbeschreibliche, zauberhafte Wärme, Freude und Helligkeit aus! Ringsum unzählige Nixen! Auf einer Bank aus Sesseln von Diamanten erblickte er plötzlich seinen Großvater und seinen Vater. Sie vergnügen sich mit den schönen Nixen, die lachend und singend im flachen Wasser planschten.

„Großvater! Vater!“, rief Senjka mit voller Kraft, „da seid Ihr ja! Lasst uns nach Hause gehen! Mamka wartet doch auf uns!“

Aber die beiden sahen und hörten Senjka nicht, denn sie waren von den Diamantennixen vollkommen verzaubert. Großvater würfelte mit Diamanten, und Vater streichelte die goldenen Locken der Jungfrauen mit ihren süßen Stimmen. Beide konnten Senjkas Rufe und Bitten nicht einmal wahrnehmen. Die Sonne aber neigte sich schon.

„Großvater! Papa! Ich habe zwei Netze bekommen! Lasst uns fischen und auf Vogelfang gehen!“

Aber die beiden drehten sich nicht einmal um.

Als die Nixen bemerkten, dass die Männer auf den Jungen nicht reagierten, beschlossen sie, den Kleinen loszuwerden.

„Genug jetzt! Du störst nur, du widerlicher Junge! Jetzt kitzeln wir dich zu Tode. Wir ziehen dich unter Wasser!“

Von allen Seiten kamen sie auf Senjka zu. An den Händen fassten sie ihn, an den Haaren zerrten sie

ihn, zogen ihn von der Sandbank hinunter und kitzelten ihn an den Rippen.

„Großvater! Papa!“, winselte Senjka mit letzter Kraft, „so helft mir doch! Die Nixen wollen mich zu Tode kitzeln und unter Wasser ziehen!“

Erst jetzt vernahmen die Männer Senjkas Flehen. Sie bangten um das Leben des Kindes. Und plötzlich verlor die Zaubermacht ihre Kraft. Da fiel es ihnen von den Augen ab wie die Schuppen: sie hatten vor sich keine Diamanten, sondern den einfachen Sand des Strandes!

Rasch vertrieben sie nun die Nixen. Senjka nahm die beiden Männer an der Hand und führte sie schnell zum Reich der Goldkarpfen zurück. Als die Männer das Gold erblickten, trat in ihre Augen großer Glanz.

„Wir dürfen aus diesem goldenen Königreich nichts mitnehmen!“, warnte sie der Junge. Er befürchtete, dass auch das Gold hier schnell zu einfachem Sand werde. „Ich besitze etwas, das viel wertvoller als Gold ist!“

„Was kann schon wertvoller als Gold sein?“, wunderten sich die beiden.

Da zog Senjka das Zaubernetz für den Vogelfang hervor. Kaum hatte er es aufgespannt, flogen mehrere Vögel geradewegs in das Netz hinein.

„Von nun an wird es immer so sein. Die Vögel kann man nicht alle einfangen. Aber was wir fangen, wird uns fürs ganze Leben reichen!“ Die Männer lobten das Kind, und so setzten sie ihren Weg fort.

Am silbernen Königreich glänzten ihre Augen aber ein weiteres Mal voller Gier.

„Lass uns wenigstens ein bisschen Silber mitnehmen!“, schlug der Vater vor.

Senjka hörte das und warnte sie: „Wir dürfen nichts aus diesem silbernen Königreich mitnehmen!“ Er fürchtete, dass auch das Silber hier kein echter Schatz wäre. „Ich verberge hier unter meinem Hemd etwas, das wertvoller ist als Silber!“

„Was kann schon wertvoller als Silber sein?“, wunderten sich die beiden.

Da holte Senjka das Fischerzaubernetz heraus. Kaum hatte er es ins Wasser geworfen, fingen sich mehrere große und kleine Fische ganz von selbst im Netz.

„Von nun an wird es immer so sein. Alle Hechte kann man nie aus dem Fluss herausfischen. Aber was wir fangen, wird uns für das ganze Leben reichen!“

Die Männer lobten das Kind und kehrten mit reicher Beute ans Ufer zurück.

Es wurde Abend. Die Sonne ging gerade unter.

Die Nixen blieben im Fluss. Noch lange versuchten sie, den Großvater und den Vater mit ihren bezaubernden Liedern ins Wasser zurück zu locken. Aber die Männer hörten nicht mehr auf sie. Und Senjka – umso weniger. Die Nixen waren weit im Meer auf der Sandbank. Zu Hause aber wartet Mamka! Sie hat bestimmt den Herd schon angeheizt und erwartet ihre Männer!

## Das goldene Kaviarkörnchen

Eins aus Millionen oder Milliarden Kaviarkörnchen wurde geboren – es sah aus, als ob es aus Gold wäre. Und die Fischmutter vergrub es mit aller Fürsorge und Umsicht im sauberen Sand, weit entfernt von den anderen, den einfachen Körnchen.

Aber da überkam das Land eine große Dürre. Der See zog sich zurück. Das kleine goldene Körnchen blieb am Ufer zurück. Es ahnte nicht, dass es die Kraft besaß, sich nach Wunsch zu verwandeln. Plötzlich erblickte es eine Schar neu geborener Frösche.

„He, du kleines goldenes Kaulquappchen, wieso wirst du nicht zu einem Frosch?“

„Gleich! Ich werde es sofort versuchen!“, antwortete das Körnchen und verwandelte sich in einen kleinen goldenen Frosch.

„Und jetzt musst du quaken und mit uns herumspringen. Na los!“, ermutigten es die vielen anderen Fröschchen. Das Körnchen machte es ihnen nach. Aber es war besser und flinker als all die anderen. Es war ja schließlich ein goldenes Körnchen! Die Fröschchen wählten sie sofort zu ihrer Herrscherin und sie begaben sich alle zusammen in den Wald. Dort hatte eine Natter gerade ihre Babys geboren. „Beeilt euch! Kriecht weg von hier! Schneller!“, zischten die Natterbabys, „sonst frisst unsere Mutter uns alle auf!“ So geschah es. Sobald das letzte Schlangenbaby geboren war, holte es die Natter ein

und verschlang es. Einige der Frösche verspeiste sie ebenfalls.

Das kleine Körnchen aber konnte sich gerade noch retten, weil es auf die Schlangenbabys gehört hatte. Sie verwandelte sich sogleich in ein kleines Schlangenbaby und verkroch sich in eine Birkenheide. Es war ein schöner Tag, und die Vögel zwitscherten lustig. Dem Körnchen gefiel das Zwitschern der Vögel sehr, und es verwandelte sich in ein goldenes Vögelein. Sein Gesang war tausendmal schöner als das von allen Vögeln des Waldes zusammen.

Viele Tage und Wochen lebte das goldene Körnchen wie ein Vogel in der schattigen Welt der grünen Bäume. Aber unter den anderen Vögeln fand es keine Anerkennung. Es war das Schönste. Ihm gefiel es, am hohen Himmel alleine zu flattern. Aber mit der Zeit spürte es eine tiefe, nicht enden wollende Einsamkeit und eine unerklärliche Zuneigung zu den Menschen.

Eines Tages sah es im Wald ein schönes Mädchen, das die schneeweißen Lilien bewunderte, und das Körnchen verwandelte sich in eine Blume mit feinen goldenen Blüten. Das Mädchen warf all die Lilien fort, die es zuvor gesammelt hatte, und pflückte die goldene Blume. Ein junger Mann kam ihm lächelnd entgegen. Er umarmte und küsste das Mädchen, und die goldene Blume fiel zu Boden.

„Wer bin ich nun?“, fragte sich das goldene Körnchen verzweifelt. „Sollte ich nicht besser ein

lebendiger Mensch sein?“ Auf der ganzen Erde würde man keine schönere Jungfrau finden. Ihre Haut glänzte wie Gold, ihr goldenes volles Haar schwebte bei jedem Schritt in der Luft. Das goldene Körnchen lief an den Verliebten vorbei. Voller Staunen folgte ihm der Jüngling nach, während er seine Braut allein dort stehen ließ.

„Bist du eine Göttin?“, fragte er. Das Körnchen zögerte mit der Antwort.

„Ich weiß es nicht!“, antwortete es, als sie sich dem Ufer eines Sees näherten.

Der Jüngling fasste das goldene Mädchen aufdringlich, ja grob an der Hand und zog es zu sich. Nur mit Mühe konnte es sich von ihm losreißen und ins nahe Wasser springen. Wie erlöst tauchte sie in die bläuliche kühle Tiefe, beinahe so, wie Menschen ihre Blicke in den Himmel richten. Wie Kinder in die Märchenwelt eintauchen…

Aus dem goldenen Körnchen wurde unversehens ein Goldfisch, der sich im klaren, reinen Wasser des Sees endlich zu Hause fühlte. „Ich bin ein Fisch! Ein einfacher Fisch bin ich! Ich weiß jetzt genau, was ich bin!“ Das goldene Körnchen planschte glücklich im von der Sonne durchschienenen Wasser. Alle Fische der Gegend umkreisten den neuen Kameraden voller Hochachtung. „Nein! Du bist kein Fisch!“, hörte es von allen Seiten. „Du bist etwas ganz anderes, etwas ganz Besonderes. Du bist wundervoll!“

## Lieder aus der schwarzen Schachtel

Es gab sich einmal ein böser Magier als Poet aus. Ständig ging er in den Wald, um Vögel zu fangen, und suchte sich immer nur diejenigen aus, die eine lebendige Seele hatten. Sie besaßen besondere Stimmen und konnten einen wunderschönen Gesang anstimmen. All dessen bedurfte er, um sein Leben zu verlängern.

Die Vögel sperrte er in eine schwarze quaderförmige Schachtel, die er in einem Zimmer eingemauert hatte. Jeden Morgen öffnete er den Deckel einen Spaltbreit. Bei Sonnenaufgang sangen die Vögel, und der böse Magier zeichnete ihre wundervollen Gedichte und Lieder auf, um sie als seine eigenen auszugeben. Auf diese Weise verdiente er ein ziemliches Vermögen.

Die Menschen glaubten an ein ungewöhnliches Naturtalent bei ihm, schenkten ihm Beifall und vergossen dabei Freudentränen. Und schon achtete keiner mehr auf seinen kleinwüchsigen Körper, seinen Buckelrücken, seinen hängenden Bauch und die krumme Nase voller Warzen. Man sah in ihm den Poeten und nicht den hässlichen bösen Zauberer. Es wunderte auch niemanden, als er das schönste Mädchen der Stadt heiratete, das sich glücklich schätzte, weil es mit solch einem genialen und reichen Poeten ihr Leben teilen durfte.

„Du darfst in meinem Hause machen, was du willst“, gab ihr der Hexenmeister mit auf ihren Weg.

„Alles hier gehört dir. Nur von diesem Kästchen in der Wand halte dich fern. Du darfst es nicht einmal berühren!“

Wie junge Frauen nun einmal sind, musste sie natürlich sofort den Grund dieser Weisung herausfinden. Denn das schwarze Ding in der Wand hatte ihre Neugierde geweckt, und sobald ihr Mann aus dem Hause war, näherte sie sich also dem verbotenen Ort.

Lange stand sie vor dem Kasten und versuchte zu begreifen, wozu ihr Mann es wohl brauchte. Sie tastete die Stelle ab, aber auch daraus wurde sie nicht schlauer.

In diesem Moment hörte sie ihren Mann zurückkehren. Sie versteckte sich hinter einem Vorhang, so dass sie sehen konnte, wie der Alte den schwarzen Deckel des Kästchens vorsichtig öffnete und ein kleines Vögelein hineinließ. Aus der Schachtel erklangen außergewöhnliche, wunderbare Melodien. Der Hexenmeister setzte sich an den Tisch und begann zu schreiben.

Aber auch jetzt konnte die junge Frau nichts wirklich begreifen. Sobald der Alte am nächsten Morgen aus dem Hause war, lief sie zu dem schwarzen Kasten in der Wand, öffnete ihn eine Spaltbreit, und die Vögel begannen wie gewohnt ihr fröhliches Gezwitscher. Damit ließ sie es aber nicht genug sein. Sie öffnete den Deckel ganz, und sofort flatterten all

die Vögel, die so lange Zeit eingesperrt waren, durch das offene Fenster in die Freiheit.

Der alte Hexenmeister war auf der Stelle tot. Die geraubte Seele hatte ihn mit den Vögeln verlassen.

## Weisse Blumen

In der undurchdringlichen Lichtung des finsteren Waldes lag einst eine dunkle Stadt. In ihr lebten unglückliche Menschen. Ihre Schätze versteckten sie in Truhen und Schränken. Die Häuser waren von hohen Mauern umschlossen, und die Höfe wurden von grimmigen Hunden bewacht.

Das Schlimmste war jedoch – die Bewohner verbargen ihre Gesichter unter Masken. Wenn sie zur Arbeit gingen, trugen sie die Maske des Wissens, wenn sie einkauften – die Maske der Triebbefriedigung. Sie hatten ihre besonderen Masken für alle Fälle. Sie betrogen, flunkerten und hintergingen sich gegenseitig, wo und wann sie nur konnten. Mit der Zeit wurden ihre Seelen so hart, dass sie zu kleinen Sandkörnern wurden…

Aber eines Tages entdeckte man in ihrer Stadt ein Haus, das völlig anders aussah als all die anderen Häuser. Umgeben von einem Garten mit wunderbaren weißen Blumen, die ihren Duft über die ganze Stadt verströmten, stand es in der Innenstadt, am Hauptplatz, ohne Gitter und Mauern, und eine weiße zauberhafte Aura strahlte von ihm aus. Zwischen den üppig wuchernden und reich blühenden Pflanzen schwebte auf einer Schaukel ein junges, wunderschönes Mädchen mit langen roten Haaren. Sie leuchteten wie eine lodernde Flamme im Schnee inmitten des weißen Gartens.

Die Einwohner streiften sich ihre Masken der Ignoranz und der Überlegenheit über, und doch betrachteten sie voller Neugierde alles bis ins kleinste Detail. Als die Nacht hereingebrochen war, verbargen sie sich unter den Masken der Diebe und schlichen herbei, um die weißen Blumen zu stehlen.

Mit ihren habgierigen Händen rissen sie alle Pflanzen mitsamt ihren Wurzeln aus. Die Blumenbeete stampften sie gewaltsam nieder, weil sie sie ja nicht wegtragen konnten. Jeder Bürger der Stadt pflanzte die weißen Blumen sodann in seinem eigenen schwarzen Garten ein, doch am nächsten Morgen waren sie alle schon wieder verwelkt.

Am folgenden Tag streiften sich die Einwohner der Stadt die Masken der Neugierde über und betrachteten wieder das wunderbare Haus mit seinem herrlich leuchtenden Garten, der duftete, als ob ihn niemand angerührt hätte. Wieder sahen sie das Mädchen auf seiner Schaukel.

„Sie verhöhnt uns bloß!“, ärgerten sich die Einwohner. In der Nacht verbargen sie sich unter den Masken der Mörder, um an ihr ihren Zorn zu kühlen.

Doch als sie durch die geöffneten Fenster und Türen in das Haus des Mädchens eindrangen, bemerkten sie, dass es vollkommen leer war. Nur Schatten huschten an der Wand entlang. Von schier unzähmbarer Wut entbrannt, zerstörten sie das Haus

und verwüsteten den Garten. Doch kaum hatten sie sich umgewandt, da war die wundersame Schönheit des Hauses aufs neue erstanden.

Den Rest der Nacht verbrachten sie schlaflos. Denn irgendetwas hatte sie verwandelt. Eine unwiderstehliche Kraft zog sie zu diesem merkwürdigen, unbezwingbaren Haus. Am nächsten Morgen umschlichen sie es und verbargen sich nicht einmal unter ihren Masken. Voller Verwunderung fragten sie das Mädchen, während es lächelnd ihre Blumen goss:

„Wer seid Ihr? Warum seid Ihr zu uns gekommen? Warum tragt Ihr keine Maske? Warum habt Ihr keine Mauern um Euer Haus gezogen? Und warum bewachen Euch keine bissigen Wachhunde?“

„Ich bin euer Traum!“, erwiderte das Mädchen mit einem leichten Lächeln. Auf einen Schlag fühlten sich alle Bürger erleichtert:„Ich habe lange darauf gewartet, dass ihr zu mir kommt, ohne Masken zu tragen, und nun seid ihr gekommen. Dafür schenke ich jedem von euch eine Blume.“

Die Falten ihrer Kleidung dehnten sich, und man konnte nun durchsichtige Schwingen erkennen. Mit ihnen schwebte die unbekannte Schöne von einer Blume zur anderen.

„Sucht euch eine aus!“, sprach sie, „die weißen Chrysanthemen stehen für die Hoffnung, die weißen Orchideen für die Vollkommenheit, die weißen Nelken meinen die Freundschaft, die weißen Rosen die

reine Liebe, die weißen Pfingstrosen stehen für die Unschuld, die weißen Lilien für die Reinheit… Nehmt sie, sie gehören euch!“

Ein jeder nahm sich nun eine Blume, zunächst voller Misstrauen und Vorsicht, um sie in seiner Seele zu pflanzen. Und plötzlich begann die Stadt hell zu strahlen. Die Mauern zerbrachen, die bösen Hunde zogen sich zurück, die Truhen öffneten sich…

An der Stelle, an der das wundersame Haus gestanden hatte, erschien nun wie aus dem Nichts eine riesige, rot leuchtende Flamme. Die Bewohner sammelten all ihre Masken, die sie nun nicht mehr brauchten, und warfen sie in dieses helle Feuer… Im lodernden Schein der Flammen gingen sie ins Nichts über.

Auch der schwarze Wald zog sich wie von Wunderkräften zurück. Die Stadt aber wurde zu einem der Ort des vollkommenen Glücks und wurde fortan das Paradies genannt. Hundert Wege führen zu ihm - du brauchst bloß in dich zu blicken, und du findest die rechte Straße dorthin… Und wenn du in deiner Seele eine dieser weißen Blume findest, so bist du in dieser Stadt immer willkommen.

## Die Schwanenmenschen

Es war einmal mitten im Ozeaneine Insel mit Namen Bujan. Silberfichten wuchsen dort wie kräftige Recken. Mitten auf der Insel gab es einen klaren Blau-See. Auf ihm lebten die Schwanenmenschen. Sie hatten Kenntnis davon, wie die Welt erschaffen worden, was auf der Erde geschehen war und was sie in Zukunft erwartete.

Eines Tages überflog den Ozean der Drache Goryn-Wiewitsch. Er fand großes Gefallen an der Bujan-Insel und an seinen Silberfichten. Auf dem Blau-See erblickte er ein Paar Schwäne mit ihrer jungen Brut.

Er ließ sich nieder und wollte die Schwanenmutter fangen, wurde aber abgewehrt. Der Schwanenvater fiel über ihnen, zischte giftig auf und attackierte ihn mit seinen Flügeln.

Verblüfft sprach Goryn-Wiewitsch zu ihm:

„Zisch-zisch, Vogel mit Menschengesicht, schlag nicht mit den Flügeln, sonst verschlinge ich dich. Wir sollten uns doch lieber einigen.“

„Worüber sollen wir uns einigen, du gesetzloses Monster des Schreckens?“

„Liefere mir deine Schwanenfrau aus!“

„Lieber sollst du mich nehmen, Goryn-Wiewitsch, meine gebe ich dir auf keinen Fall.“

„Dich mag ich nicht, deine Frau will ich haben und die Küken zum Nachtisch. Nach der Mahlzeit will ich mir aus dem Blau-See meinen Durst löschen und meinetwegen dann deine Märchen anhören.“

„Du hast aber viele Wünsche, Schreck-Wunderli. Du bekommst gar nichts!“, sprach der Vogel und stimmte sein Schwanenlied an. Sofort erhoben sich alle Schwanenmenschen in die Luft und schlugen energisch mit ihren Flügeln. Es erhob sich eine Riesenwelle auf dem Blau-See und verdeckte die gesamte Bujan-Insel. Voller Schrecken und Respekt zog der Drache noch lange über diesem Ort seine Kreise, konnte aber gar nichts mehr erkennen und flog endlich dahin, von wo er gekommen war.

Vergessen aber kann das Schreck-Wunder diese Insel nicht. Dann und wann besucht er den Ozean.

Menschen erzählen, dass die Bujan-Insel manchmal aus dem Wasser auftauche. Die Silberfichten, in Wirklichkeit verlassenes Schiffsholz, ragen dort grün in den Himmel. Mitten in der Insel blickt das Auge des blauen Sees gen Himmel. Auf dem See schwimmen Schwanenmenschen, die wissen, wie die Welt entstanden, was auf der Welt vorgefallen ist und wie man die Erde von Bösewichten schützen kann.

Nicht nur der Drache Goryn, auch Menschen haben diese Insel gesucht. Erreichen kann man sie jedoch nur im Traum, und nur derjenige kann das schaffen, dessen Gewissen leichter als Wolken ist. Wenn aber ein Wesen dorthin gelangt, bleibt es für immer dort. Gebannt von dem Schwanengesang vergisst es sein irdisches Schicksal und wird endlich zu einem Menschenschwan.

## Tin – Ti – Nei

Sie wurde wie Hunderte, wie Tausende anderer Kinder auf diesem Planeten geboren, aber er, der Regen, hatte sich sofort in sie verliebt, beim ersten Schwung ihrer winzigen Händchen. Er gab ihr den Namen Din – Din, weil ihr erstes Weinen in seiner Seele eine anrührende Melodie geweckt hatte.

Er drang durch das offene Fenster ein, um mit einigen beruhigenden Tropfen ihr Engelsgesicht zu kühlen und um der Mutter den richtigen Namen des Kindes einzugeben. So geschah die Regentaufe.

Dina war ein ruhiges und anspruchsloses Kind und für seine Mutter die reine Freude. Niemand hatte gemerkt, dass der warme Regen Tin – Ti – Nei sich von nun an im Vorort der kleinen Stadt ansiedelte und die Gegend mit einem magischen Rauschen erfüllte. Von seiner Zauberkraft erblühten nicht nur die Blumengärten, die Flüsse füllten sich, die Dächer wuschen sich sauber, sondern auch die kleine Dina wurde von seinem hellen Lied, das himmlisch zu klingen schien, ruhiger, ja sie hörte auf zu weinen und schlief mit einem Lächeln auf den Lippen ein.

Im Winter musste der Regen weit in den Süden ziehen. Aber in die Stadt, in der Dina lebte, kehrte er auch im Winter manchmal zurück und schenkte sich ihr, wie eine strahlende fließende Musik mitten in kalten Schneewehen.

Din – Din lebte wie Hunderte, Tausende anderer Kinder, sie wuchs heran, lernte in der Schule. Sie verhielt sich ganz wie die anderen. Lange Zeit konnte sie nicht begreifen, was ihr Glück brachte. Die einen Kinder konnten sehr gut singen, die anderen zeichnen, die dritten waren gut im Sport. Dina konnte das alles nicht. Oder sie wollte das nicht besser können. Als beim letzten Schulball die Jungen die Mädchen zum Tanz aufforderten, schaute Dina sich im Spiegel an. Da wurde sie traurig.

Ohne Regenmantel und Schirm lief sie nach draußen in den Regen. Kein Mensch hatte sie davon abgehalten oder war ihr gefolgt. Niemand hatte sie vermisst. Plötzlich spürte sie aber ein Wesen um sich herum, das sich um sie kümmern zu wollen schien. Der Regen wischte ihre Tränen aus dem Gesicht und kühlte ihre glühenden Wangen. Tin – Ti – Nei lief wie ein treuer Hund neben ihr her und schaukelte die Akazienzweige.

Dina drehte sich um, entdeckte aber niemanden und lief weiter. Ihre Schritte wurden immer schneller, sie lief einfach davon. Da begriff sie, sie spürte es förmlich, wie der Regen hinter ihr herlachte: „Cha – cha – cha! Vor mir kannst du nicht weglaufen!“ Und in der Tat! Er kam von überall. Von links! Von rechts! Von oben! Von unten! Er drang in sie wie ein friedliches, leises Glück, triumphierte und trommelte auf allem, was immer seine Königin auch ins Auge fasste.

So war es dazu gekommen, dass Dina ihre Spaziergänge alleine im Regen allem anderen gegenüber vorzog. Der langbeinige Tin – Ti – Nei war davon nur begeistert. Aus fernen Ländern brachte er dem Fräulein Blütenstaub von tropischen Pflanzen und blubberte in Pfützen. Aber er traute sich immer noch nicht, Din - Din anzusprechen.

Aber eines Abends klopfte er vorsichtig an ihre Balkontür. Mit welch einer Freude umarmte und küsste er sie, nachdem sie ihn hereingelassen hatte. Sie erstarrte, als hätte sie sich ihr ganzes Leben lang danach gesehnt. Ihre Augen waren voll von Regen. Sicher waren es auch Freudentränen.

„Ich liebe dich!“, waren seine ersten Worte.

„Wer bist du?“, fragte das Mädchen verwundert.

„Der Regen.“

„Ich liebe dich, Regen! Ich heiße Dina!“

„Nein, du heißt Din – Din! Ich habe dir diesen Namen gegeben.“

„Und du? Wie heißt du?“

„Kannst du es behalten?“

„Ich versuche es.“

„ Tin – Tin – Ti – Tan – Tan - Ta – Din – Din – Di – Nei. Mama nennt mich Tin und die Brüder – Tinei.“

„Ich werde dich Tin – Ti – Nei nennen. Darf ich?“

„Ja, das klingt gut.“ Die ganze Nacht unterhielten sie sich und erzählten einander alles, was sie von einander noch nicht wussten.

„Weißt du, jeder Regen hat seinen Klang“, sagte Tin – Ti – Nei.

„Ja, und seinen eigenen Charakter“, stimmte ihm das Mädchen zu.

„Woher weißt du das?“

„Ich kann euch unterscheiden.“

„Wirklich?“

„Ja, und dich mag ich am meisten.“

Tin – Ti – Nei wunderte sich und freute sich darüber.

„Warum?“

„Du bist gütig“, sagte Dina, „und lustig. Und wofür magst du mich?“

„Du hast mir die Melodie meines Lebens geschenkt!“

„Kann ich sie hören?“

„Sicher!“

Tin – Ti – Nei flog aus dem Fenster hoch zu den Drahtleitungen und spielte eine zärtlich helle Melodie, die Dina sehr bekannt vorkam.

Sie nahm ihre Gitarre und spielte die Melodie des Regens nach.

So trafen sie sich den ganzen Sommer lang. Es ahnte kein Mensch auf dieser Welt, dass das Mädchen mit dem warmen Sommerregen namens Tin – Ti – Nei befreundet war und für ihn abends Gitarre spielte.

Es verging einige Zeit, und das Mädchen wurde erwachsen.

„Wieso bist du so traurig, Din – Din?“, fragte er sie eines Abends.

„Alle haben Freunde, ich aber habe nur dich.“

„Ist dir das wirklich zu wenig?“, fragte er nachdenklich.

„Verstehst du mich denn nicht? Kein Mensch will mit mir etwas zu tun haben. Niemand beachtet mich. Wenn du wegfliegst, bleibt um mich herum nur noch die Leere, aber ich wünsche mir doch jemanden, der für mich da ist.“

„Bist du dir sicher, dass dich das glücklich machen würde?“

„Ja, ganz sicher!“

„Nun gut“, sagte Tin – Ti – Nei. „Ich erfülle dir deinen Wunsch, aber dafür muss ich diese Stadt für immer verlassen. Wenn du aber begreifst, dass das andere Leben nichts für dich ist, ruf mich zurück. Du musst nur meinen vollen Namen rufen, und ich bin wieder da.“

„Wie kann ich die Liebe eines anderen Menschen erwecken?“

„Spiel ihm meine Melodie vor.“

„Und nichts mehr?“

„Nein, das ist alles.“

So veränderte sich von heute auf morgen Dinas Leben. Sobald sie ihre Gitarre in die Hand nahm und die wundervolle Melodie spielte, vergaßen die jungen Männer alles andere auf dieser Welt – außer Dina. Nun hatte sie einen Freund. Danach einen

zweiten, einen dritten… Schließlich wechselte sie ihre Männer wie die Handschuhe.

In die Stadt drangen dürre Zeiten. Die Ernte wurde vom Hagel niedergeschlagen. Danach vertrocknete alles, ohne dass einmal Regen gefallen wäre.

Dinas Seele ermüdete schnell von all ihren Bekanntschaften. Sie fühlte sich einsam und verbittert. Ihr wurde klar, dass solche Liebeleien sie nicht glücklich machen könnten. Es war auch eine lange Zeit vergangen, seit es zum letzten Mal geregnet hatte. Im folgenden trockenen Sommer öffnete Dina das Fenster und rief leise: „ Tin – Tin – Ti – Tan – Tan - Ta – Din – Din – Di – Nei.! Ich bin es! Deine Din – Din! Du hattest recht. Ich brauche wirklich nicht das, worum ich dich gebeten habe. Komm doch bitte zurück!“

Und der Regen kam zurück und ergoss sich in ihre Handflächen. Den ganzen Abend unterhielten sie sich, erzählten einander alles, was ihnen in der Trennungszeit geschehen war. Sie weinte und Tin – Ti – Nei beruhigte sie, so wie nur er es vermochte.

„Nun sehne ich mich nach Familienglück. Ich wünsche mir Kinder. Und einen Ehemann.“

„Reicht es dir nicht, dass ich bei dir bin?“

„Ich fühle mich wohl, aber versteh doch…“

„Ich verstehe.“

Und so wiederholte sich alles wie zuvor. Dina spielte ihrem zukünftigen Mann die Melodie vor,

und der Regen verließ sie. Er ging für lange zwanzig Jahre fort.

Dina kümmerte sich um ihre Kinder. Stopfte Socken. Kochte Bortsch und Kompott. Ihre Stadt besuchten auch andere Regen. Kalte, langweilige Herbstregen, stürmische Gewitterregen im Sommer. Nur der leise warme Regen Tin – Ti – Nei, er schaute nie vorbei.

Es schien so, als ob niemand Dina verstünde. Die Kinder waren bereits aus dem Haus. Und ihr Leben schien glücklich zu verlaufen. Aber es fehlte ihr das Bezaubernde, das Glückliche. Alles lief der Ordnung nach und wohl gesetzt..

Aber eines miesen, windigen Herbstabends, als schon alle Blätter von den Bäumen abgefallen waren, riss Dina das Fenster auf und rief verzweifelt den Namen ihres Freundes.

Tin – Ti – Nei war auf der Stelle da, er umhüllte mit warmen Nebel Häuser und Straßen, hauchte eine leichte Seebrise in ihr Gesicht.

„Warum bist du trotz allem gekommen? Ich habe dich doch verraten. Ich bin ein Nichts! Ich bin ein Niemand! Ich lebe wie tausend andere auf diese Erde. Wofür? Warum liebst du mich?“ Die alt und reif gewordene Din - Din löste sich in ihren Tränen geradezu auf.

„Weil du so bist, wie du bist!“

„Wie bin ich denn? Wie? Sag es mir!“

„Ich weiß es nicht. Ich verstehe dich einfach. Du bist mein Lied.“

„Ich aber bin müde.“

„Ich weiß.“

„Ich muss mein Leben ändern.“

„Und wie?“

„Ich würde gerne berühmt sein, wenn das nicht schon allzu spät ist.“

„Du weißt ja, was du zu tun hast.“

„Ich weiß.“

„Dann hol deine Gitarre und geh!“

„Und du?“

„Ich werde so lange warten, bis dir klar wird, dass du noch immer nicht auf dem richtigen Wege bist.“

Schon bald erschien in der Musikerszene ein neuer Rockstar. Vom Bildschirm lächelte ihr geschminktes Gesicht herab, und der Name Diana war für einige Jahre in aller Munde. Der Song „Das Regenlied“, verstärkt von den modernen Lautsprecheranlagen, machte Furore. Man nahm ihn auf Clips auf, sendete ihn dauernd im Radio. Auch ihre Stadt profitierte von ihrem neuen Ruhm. Unzählige Freunde und Bekannte fühlten sich durch ihre Aufmerksamkeit geehrt. Nur der Regen fehlte. Er wanderte irgendwo über ferne Länder hinweg.

Da zerbrach etwas in ihrer Seele. Alternd, von Ruhm und Reichtum umgeben, begriff sie, dass sie selbst kein einziges Wesen nötig hatte, nicht ihren Mann, nicht ihre eigenen Kinder, keinen Freund.

Kein Mensch verstand sie, keiner hörte auf sie, keine Seele liebte sie.

Eines kalten Wintertages verließ sie alle, kehrte aus ihrem schönen Haus in ihre alte Wohnung zurück, kramte ihre alte, verstaubte Gitarre hervor. Ohne Verstärker spielte sie ihr altes Lied, so wie es ihr der Regen Tin – Ti – Nei damals vorgesungen hatte, leise und zärtlich. Aber der Regen kam nicht. Draußen herrschte klirrende Kälte. Nur mit Mühe erinnerte sich Din – Din seines vollen Namens und schrie ihn durch das geöffnete Fenster in den tobenden Schneesturm hinaus.

Im selben Moment begann es zu regnen.

„Du bist gekommen! Du bist da!“

Sie wollte den alten Freund umarmen, vermochte es aber nicht.

„Du bist ja betrunken!“

„Weil ich bei dir sein darf!“, antwortete Tin – Ti – Nei.

„Du liebst mich noch immer?“

„Ja, ich liebe dich!“

„Wie das? Denn alles, was ich besitze, hast du mir gegeben! Und ich, ich bin genauso eitel wie all die anderen Frauen dieser Welt!“

„Nein, du bist anders!“, wiederholte er seinen Satz aus früherer Zeit.

„Könntest du nicht immer bei mir bleiben, mein Lieber, mein Herz! Du hast mir so gefehlt! All die Jahre, mein ganzes Leben lang hast du mir gefehlt!“

„Es ist Winter. Was glaubst du, wie schwierig es war, zu dir durchzukommen? Ich kann erst im Frühling zu dir zurückkehren. Warte auf mich!“ Zärtlich streichelte ihr Tin – Ti – Nei über die Haare.

„Gut! Ich werde warten, solange es notwendig ist. Solange du willst!“

Als Dinas erste Enkelin zur Welt kam, kehrte er zurück. Er kam zum tausendersten Mal zurück, wie in Scheheraza des Märchen aus „Tausend und einer Nacht“. Und er tröstete die Kleine beim ersten Schrei des Babys.

„Wirst du auch sie lieben?“, wollte die grauhaarige Din – Din wissen.

„Nein, ich kann sie nicht so lieben wie dich!“

„Aber wieso nicht?“

„Weil sie anders ist als du, meine Din – Din.“

Später weinte er, ohne Trost zu finden, über ihrem Grab und wusch das einsame Kreuz rein. Er wusste, dass nie wieder eine Menschenseele sein Lied hören und verstehen würde.

Seine blauen Augen musterten streng und bedachtsam den eleganten weißen Anzug, der seinen Körperbau vorteilhaft umschmeichelte, die weiße Krawatte aus feinster Seide, den akkurat gestutzten grauen Vollbart. Ein tiefer unzufriedener Seufzer. Der Spiegel ließ ihn nicht durch. Er musste sein Gesicht einfacher präsentieren. Er gab sich Mühe und lächelte. Nun kam er mit Verbeugung durch den Spiegel, nur in der Spiegelung „links – rechts“.

Es hat sich herumgesprochen, dass der Betreiber dieses Lokals den SPIEGEL mit Absicht erfunden hat, um die Wirklichkeit zu verdrehen. Die Besucher, die sich vor „seinem eigenen umgekehrten Spiegelbild“ verneigten, verpflichteten sich damit, die ungeschriebenen Regeln des Lokals zu akzeptieren. Sieerkannten an, dass im Guten ein Teil des Bösen steckt – und im Bösen ein Teil des Guten.

„Machen Sie Ihre Einsätze, meine Herrschaften! Der Herr GO persönlich spielt mit! Ihre Einsätze, meine Herren!“ Im Billardraum war alles nach klassischer Männerart arrangiert. Zigarrenrauch, der gleichsam in Fragezeichen zur Decke hinaufstieg. Gläser mit Getränken. Stehtische. Eine Bar. Die Bedienung – leicht gekleidete Frauen mit leeren Augen… Nur der Billardtisch selbst wirkte wegen seiner polyedrischen Spiegelkugeln anders… Außerdem konnten Wettpartner das Spiel auf einem mannshohen Bildschirm beobachten und verfolgen.

Über der Bar stand das Motto für die nicht Eingeweihten: „Wie auch deine Entscheidung sein mag – es ist deine Entscheidung!“

Ohne die von allen Seiten auf ihn gerichteten respektvollen Blicke zu würdigen, begab sich GO selbstbewusst zu seinem Lieblingstisch. Er bemerkte zufrieden, dass der Bezugstoff des Spieltisches vor seiner Ankunft ausgewechselt worden war. Er leuchtete neu und in ruhigem Grün. Vor allem aber war er – sauber! Er konnte es nicht lassen, seine Hand über den Tischbezug gleiten zu lassen.

„Ich habe es für dich getan!“, flüsterte ihm TEU, der Besitzer des Lokals, ins Ohr. Wie aus dem Boden emporgewachsen stand er plötzlich da. „Eine Party?“

„Meinetwegen.“ Aufregung zog durch den Raum. Der Raum war geradezu zu einem Organismus geworden, dessen Blicke jede Bewegung von GO und TEU verfolgten. TEU, der Gastgeber, war im Gegensatz zum Gast ganz in Schwarz gekleidet. Er hinkte ein wenig. Sein langer schwarzer Ledermantel, aus dem Fell eines Riesentiers fein gegerbt und fast ohne Nähte, schleifte über den Boden. Sein Hut konnte den glühenden Glanz seiner Augen, die brodelndem Teer glichen, nicht vertuschen.

„Bist du *es* satt?“, fragte TEU.

„*Was* bin ich satt?“, hakte GO nach.

„Na da oben in den Wolken zu schwärmen? Hast wohl eine Kreativkrise?“ TEU bot ihm einen Billardqueue an.

„Na ja, wie soll ich es dir erklären…“, sagte der Gast nachdenklich und holte aus seiner Sakkotasche seinen eigenen Stock, den er sorgsam zusammengeknickt hatte. „Du weißt es ja selber. Ein Spiel ist Arbeit für mich. Für den Kopf. Und außerdem bist du ein würdiger Partner, TEU! Schade nur, dass du deine Haare tönst.“

„Um Gottes willen! Es ist meine Naturfarbe. Alles, was ich kann, habe ich von dir gelernt! Wollen wir die erste Kugel auslosen?“

„Amerika? Australien? Afrika?“

„Russland!“

„Wieder Russland?“

„Na ja, wir könnten uns auch mit den Papua in Guinea vergnügen. Aber wir sind doch ernste Spieler und wollen Klasse zeigen. Wir sind doch Seelenklempner. Oder stimmt das etwa nicht?“

„Du bist ja ein Scherzvogel, TEU! Na gut! Lass es Russland sein. Hast du schon etwas vorbereitet?“

„Drei Varianten zur Auswahl. Ein junges Mädchen, aus der Kinderanstalt freigelassen, muss wegen ihres Stiefvaters auf den Strich gehen. Wird sie sich dafür rächen? Der Risikograd liegt bei 52. Die zweite Variante – die Oma ist seit zehn Jahren gelähmt. Die ganze Familie hasst sie. Wird die Oma von den Verwandten umgebracht oder nicht? Risikograd – 67. Und Variante drei, die schwierigste. Wird der Mann seine Herzensdame in den Selbstmord treiben oder nicht? Risikograd – 89!“

„Mit der Variante drei fangen wir an!“

„Na dann, los!“ TEU klatschte in die Hände.

Die Kugeln auf dem Billardtisch kamen in Bewegung, als wären sie lebendig. In ihnen spiegelten sich die Abschnitte fremder Schicksale. Sie formten ein Dreieck. Die Stoßkugel kullerte vor.

„Du hast die Partie vorgeschlagen, du sollst auch anfangen“, sagte GO großzügig. TEU schlug das Dreieck sicher und elegant auseinander.

„Platzieren Sie Ihre Einsätze, meine Herren! TEU hat sehr profitabel angefangen! Platzieren Sie Ihre Einsätze, meine Herren!“

Auf den Bildschirmen konnte man nun ein Paar sehen, Mann und Frau, die einander nicht anschauten. Der Saal klatschte Beifall.

„Woher weißt du, dass es seine Herzensdame ist?“, fragte GO.

„Das wirst du gleich sehen“, meinte TEU und versenkte die zweite Kugel in der Tasche. Auf den Bildschirmen änderte sich der Gesichtsausdruck der Dame. „Sie ist in die chemische Falle getappt, die ich ihr gestellt habe. Ihr gefällt sein Duft. Sieh dir das an, GO! Sie begehrt ihn ja fast schon! Noch eine Kugel. Er hat sie erobert, und jetzt fängt er schon an, sie zu quälen.“

„Dass du ein Schuft bist, daran besteht kein Zweifel! Aber was ist, wenn sie sich in ihn verliebt, wie Anna Karenina zum Beispiel?“, erwiderte GO, während er seinen Gegenstoß vergaß. Das bezaubernde Paar auf dem Bildschirm sagte sich gegenseitig Gedichte auf. Sie hörten Musik und tanzten.

„Nichts Neues! Du wirst doch nicht bei dir selber Ideen klauen. Erfinde doch etwas anderes, GO!“, sagte TEU und nahm die Kugel ins Visier. Seine Position schien ihm ungünstig zu sein. Lange zielte er auf die Kugeln. Währenddessen konnte man auf dem Bildschirm eine Reihe von Ereignissen aus dem normalen Menschenleben sehen. Er und sie waren nicht zufällig ausgewählt worden. Beides Egoisten, die keinerlei Widerstand duldeten, dabei unterschiedlichen Temperaments, unterschiedlich im emotionalen und künstlerischen Spektrum.

„Gleich verschärfen wir die Lage.“ TEU war sich endlich im Klaren, wie er weiter zu spielen hatte. Sein Stoß brachte eine dritte Person ins Spiel – die voraussichtliche Rivalin. Noch ein Stoß – und die Hauptperson fing an, sehr schnell zu altern und an Gewicht zuzunehmen. Der dritte Stoß, der gleichzeitig zwei Kugeln versenkte, brachte ihr Armut und ihren Kindern Krankheiten. Die Kugeln zerschlugen sich wie Lebewesen – und hinterließen auf dem Stoff des Spieltisches Schmutz und Blut.

Die Beobachter des Spiels stöhnte enttäuscht auf. Der letzte Stoß blieb bei TEU. Der Besitzer konzentrierte seine ganze Aufmerksamkeit auf die Kugel. Als wenn er die Frau eigenhändig führte, die über ihren Körper selbst keine Macht mehr hatte. In diesem Augenblick hing ihr ganzes Leben von einer einzigen Bewegung TEUs ab. Seine Hand verlän-

gerte den Billardstock, der den Kugelstoß vollbringen sollte, den Stoß gegen die Kugel, den entscheidenden Stoß gegen das Leben der armen Frau.

„Nein, deine gefärbten Haare stehen dir nicht. Graue Haare dagegen würden mit deinem schwarzen Hut gut harmonieren!“, bemerkte GO scheinbar frohgelaunt. TEUs Hand zuckte. Die Kugel traf er nicht.

Die verbliebenen Kugeln spritzten so auseinander, dass nur der Große Meister sie treffen konnte. Auf dem Bildschirm ging es anders zu als geplant. Die Frau riss das Fenster des Hochhauses auf, stieg auf die schmale Fensterbank und erhob ihre Hände zum Himmel hinauf . Tausende kalter Schneeflocken fielen auf sie nieder. Wären die Beobachter nicht so sehr von dem Geschehen fasziniert, hätten sie merken müssen, wie GO sich für einen winzigen Augenblick in eine warme funkelnde Flocke verwandelte, die sich auf ihrer Handfläche niederließ. So gelang sie bis zu ihrem Herzen und flüsterte ihr mit einer Männerstimme zu, die außer ihr kein Mensch vernehmen konnte:

„Liebe! Liebe mich! Ich brauche deine Liebe! Niemand auf dieser Erde kann mich je so lieben wie du!“

GO kehrte zum Spieltisch zurück, und die Frau verließ die Fensterbank. Sie schloss das Fenster.

„Das Spiel ist zu Ende!“, GO legte seinen Queue auf den Tisch.

„Aber wieso denn? Warum?“

„Weil es Russland ist, TEU. Du hättest die Papua in Guinea nehmen sollen“, lächelte der Gast triumphierend.

Die Zuschauer, die zum so oft wiederholten Mal ihre Einsätze verloren hatten, bewunderten voller Staunen die von Kummer und Krankheiten erschöpfte Frau. Unglaublich stark, schaffte sie es, weiter zu leben und ihre wie seine armen Verwandten und Kinder zu unterstützen. Bis zur Bahre liebte sie ihren einfachen, bodenständigen Mann. Und auf dieser Liebe gründete sich der zerbrechliche Billardtisch mit dem völlig verschmutzten Stoffbezug. Die kantigen Kugeln bewegten sich weiter selbständig nach ihrem eigenen Sinn und versanken in den Taschen. Aber keine einzige wurde je mehr zerschlagen. Die Situation geriet außer Kontrolle. Das verliebte Paar wurde gemeinsam alt und sie starben am selben Tag. Der Bildschirm erlosch.

„Und du sagst, du habest eine – Kreativkrise“, schmunzelte GO zufrieden. Beifall fast ohne Ende begleitete ihn. „Schon gut! Ich empfehle mich!“ Der Gast stieg in den Zauberspiegel. Er hätte so gerne noch das Abbild seiner Zufriedenheit im Spiegel gesehen, doch er tat es nicht. Im Gegenteil: er runzelte seine Stirn, weil er mit seinen Füßen bei jedem Schritt mehrere Schneeflocken zertreten musste. Schade um die filigrane Kunst des Schöpfers, denn keine Flocke gibt es doppelt, jede ist einmalig.

## Die Schneeleoparden

Ein kleines Kätzchen war auf den vereisten Straßen einer Großstadt alleine unterwegs und konnte nicht verstehen, woher es kam und wohin es sollte… Wie Gespenster spiegelten sich in den glatten Eisflächen die hohen Gebäude der Häuserblöcke. Sie wirkten wie tot, obwohl in den Fenstern helle Lichter brannten. Wie herzlose Roboter liefen Passanten an dem Kätzchen vorbei. Sie schenkten dem frierenden, hungrigen, miauenden Wesen nicht einmal einen kurzen Blick.

Misstrauisch sah das Kätzchen die Leute an, leckte am schmutzigen Schnee am Rande der Fahrbahn und fauchte enttäuscht: „Nein, das schmeckt nicht nach Milch.“

„Hast du dich verlaufen?“, fragte die alte Weide, die einzige mitfühlende Seele in der Stadt. Sofort lief das Kätzchen zu ihr, wie es zur Mutter gelaufen wäre, kuschelte sich an ihre raue Rinde und antwortete unsicher: „Ja!“

Der Baum zog seine hängenden Zweige aus der Schneewehe und streichelte das kraftlose Kätzchen über den Rücken. Es beruhigte sich, legte sich voller Vertrauen unter den Baum und schlief ein. Die ganze Nacht sang ihm die Weide Wiegenlieder vor.

Als die Weide am Morgen das Kätzchen mit ihren Zweigen streicheln wollte, war es kalt und öffnete seine Augen nicht.

Hilflos reckte der alte Baum seine Zweige zum Himmel hinauf und rief in Verzweiflung und Trauer so laut nach Gerechtigkeit, dass er gehört wurde. Weiße Wolken ließen sich auf die schneebedeckte Erde nieder. Doch weder die Häuser noch die Menschen hatten etwas davon bemerkt. Es schien ihnen bloß, dass es einfach wieder einmal geschneit hätte. In Wirklichkeit aber stieg eine Frau mit dem Kopf einer Katze in majestätischer Würde wie auf Treppen aus den Wolken herab. An ihrer Seite wirbelte der Schnee auf, und sobald die Wirbel sich gelegt hatten, verwandelten sie sich in Schneeleoparden mit menschlichen Gesichtern.

Die Katzenfrau nahm das Kätzchen zärtlich auf den Arm und sprach: „Du wirst nie wieder frieren, Kleines!“

Das Kätzchen spürte die Zärtlichkeit ihrer Hände, ihm wurde warm, und es öffnete zaghaft seine Augen.

„Auch dir wird nicht mehr kalt sein“, wandte sie sich dem Weidenbaum zu, und schon verhüllten die Schneeleoparden die alte Weide mit einer weichen Decke aus Schnee.

Die Wolken empfingen die Gefolgschaft samt Kätzchen und stiegen langsam in das himmlische Paradies auf.

Das Kätzchen aber winkte zum Abschied noch lange der kalten fremden Stadt aus Steinen und mit ihren herzlosen Bewohnern und der alten Weide zu. Es konnte immer noch nicht verstehen, woher es kam und wohin es gehen würde …